

1. April

W. Kohlhammer Verlag
Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT

1807

1

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / MÄRZ 1970



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1970

21. Jahrgang

Erstes Heft — Januar / März

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle drei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 12.– geliefert. Ein Jahrgang von 4 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 16.– zuzüglich Versandkosten – Einzelheft DM 5.–. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur D-Stücke. Die angegebenen Preise enthalten 5,5 % MwSt.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 12–16, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Verlag W. Kohlhammer GmbH, 7 Stuttgart, Urbanstraße 12–16; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

*Titelbild: Stuttgart, Altes Schloß und Stiftskirche im Schnee
Aufnahme Werner Kraus*

INHALT

- Der spätgotische Kreuzgang des Klosters
Hirsau und seine ehemaligen berühm-
ten Glasgemälde
Von Markus Otto 1
- Kloster Maria Mödingen und seine Votiv-
tafeln
Von Ottmar Engelhardt 18
- Eine „Königsorgel“ kommt nach Stuttgart
Von Gotthilf Kleemann 25
- Finanzierungsverfahren vor 200 Jahren
Von Heinrich Günzler 30
- Der Schwabe Johann Georg Rathfelder
Von Frank R. Bradlow und O.H. Spohr 33
- Rückhaltebecken im Jagsttal?
Von Hans Scheerer 37
- Heimat im Dorf – im Kreislauf des Jahres
Von Leopold Bausinger 41
- Dringender Wunsch der Hirsaufreunde
Von Karl Greiner 52
- Ochsenhausen – „Erholungsort“!
Von Adolf Schabl 53
- Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 55

Beilagenhinweis: Diesem Heft liegt ein Pro-
spekt des Verlags W. Kohlhammer, Stuttgart,
bei. Wir bitten unsere Leser um freundliche
Beachtung.

z 6600

SCHWÄBISCHE HEIMAT

ZEITSCHRIFT ZUR PFLEGE VON LANDSCHAFT, VOLKSTUM, KULTUR

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes herausgegeben von Ernst Müller

21. Jahrgang 1970

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

OTTO LINCK

WALTER KITTEL

ERNST MÜLLER



1970. V, 40/210

INHALT

GEDICHTE

Otto Heuschele, Alte Mauer	71
Otto Heuschele, Zeit	125

GESCHICHTE

Frank R. Bradlow und O.H. Spobr, Der Schwabe Johann Georg Rathfelder. Ein Königlicher Gastwirt am Kap der Guten Hoffnung	33
Heinrich Günzler, Finanzierungsverfahren vor 200 Jahren	30
Werner Landerer, Das Christophsbad in Göppingen	92
Helmut Lehle, Göppingen – Mittelpunkt eines bedeutenden Wirtschaftsraumes	88

KUNST

Manfred Akermann, Göppingens Stadtbild im Wandel der Jahrhunderte	72
Manfred Akermann, Die Boller Landtafel von 1602	98
Manfred Akermann, Das Bild der Burg Hohenstaufen	102
Ottmar Engelhardt, Kloster Maria Mödingen und seine Votivtafeln	18
Karl Greiner, Dringender Wunsch der Hirsau-freunde	52
Gotthilf Kleemann, Eine „Königsorgel“ kommt nach Stuttgart	25
Markus Otto, Der spätgotische Kreuzgang des Klosters Hirsau und seine ehemaligen berühmten Glasgemälde	1
Hellmut Rohrer, Projektionen der Zukunft	81
Walter Ziegler, Das äußere Bild der Stiftskirche zu Faurndau im Wandel der letzten 4 Jahrhunderte ..	106

LITERATUR- UND GEISTES- GESCHICHTE

Otto Bantel, Hüter der Tradition. Zum 70. Geburtstags von Otto Heuschele	123
Hermann Mall, Musikalische Erinnerungen eines schwäbischen Pfarrersohnes	126

VOLKSKUNDE

Leopold Bausinger, Heimat im Dorf – im Kreislauf des Jahres	41
Robert Uhland, Die Dotzburger Wallfahrt	113

NATUR UND LANDSCHAFT

Eugen Eisenhut, Naturschutz und Landesaufnahme	177
Willy Leygraf, Grenzen, Ränder und Übergänge ..	181
Hans Mattern, Die geplante Bodenseeregulierung – Bedrohung eines einzigartigen Lebensraumes	147
Theo Müller, Geschützte und dennoch gefährdete Pflanzen	159
Oswald Rathfelder, Die Landschaft im Kreis Göppingen	65
Oswald Rathfelder, Naturschutz und Mensch der Gegenwart	138
Hans Scheerer, Rückhaltebecken im Jagsttal?	37
Alfred Weiss, Das Landschaftsschutzgebiet Weiherwiesen	169

HEIMATSCHUTZ

Das Europäische Naturschutzjahr 1970	56
Wilhelm Kohlhaas, Bodensee – noch immer umkämpft auch im Europäischen Naturschutzjahr ...	185
Hans Mattern, An einen eingedolten Dorfbach	128
Hans Mattern, „Opas Naturschutz ist tot“	183
Adolf Schabl, Ochsenhausen – „Erholungsort“!	53
Rolf Zundel, Müll – eine Sorge des Natur- und Umweltschutzes	166

BUCHBESPRECHUNGEN

<i>Lottlisa Bebling</i> , Die Pflanze in der mittelalterlichen Tafelmalerei	190
<i>Hans Binder</i> , Schwäbische Alb	197
<i>Burkhard Frenzel</i> , Grundzüge der pleistozänen Vegetationsgeschichte Nord-Eurasiens	187
<i>Elisabeth Grünenwald</i> , Leonhard Kern – ein Bildhauer des Barock	196
<i>Hausen a. d. Würm</i>	194
<i>Hell-Stemmler-Heck</i> , Hechingen – Zollerland zwischen Alb und Schwarzwald	192
<i>Hundert Jahre Albwasserversorgung</i>	191
<i>Gotthilf Kleemann</i> , Die Orgelmacher und ihr Schaffen im ehem. Herzogtum Württemberg	195
<i>Kunstsinne und Erfindergeist im Bauernhof</i>	197
<i>Rudolf Lempp</i> , Das alte Rathaus in Esslingen	130
<i>Hans Löhr</i> , So hilft man den Vögeln	129
<i>Wilhelm Lötschert</i> , Pflanzen an Grenzstandorten ..	189
<i>Herbert Maisch</i> , Helm ab – Vorhang auf!	134
<i>Hans-Martin Maurer</i> , Burg Teck und Umgebung ..	192
<i>Wolfgang Metzger</i> , Die romanischen Reliefbilder an der Plieninger Martinskirche	131
<i>Walter Meyer</i> , Elend und Aufstieg in den Tagen des Biedermeier. Erinnerungen von Friedrich Maurer ..	195
<i>Gerhard Olschowy</i> , Landschaft und Technik	188
<i>Joachim Peterke</i> , Geschichte der Gemeinde Hegnach	132
<i>Hans Pörnbacher</i> , Christoph von Schmid und seine Zeit	134
<i>Kurt und Helga Rasbach</i> , Ottilie Wilmanns, Die Farnpflanzen Zentraleuropas	189

<i>Max Rehm</i> , Königin Katharina von Württemberg ..	129
<i>Max Rieple</i> , Der Jura	193
<i>J. Roedle</i> , Rothirsch, Uhu, Dachs und Bär	191
<i>Gustav Rohlf und Anna Rohlf-von Wittich</i> , Die schönsten Gärten Deutschlands	190
<i>Karlheinz Schaaf</i> , Sagen und Schwänke aus Oberschwaben	195
<i>Max Schefold</i> , Das alte Württemberg	132
<i>Werner Schmidt</i> , Schwäbischer Wald	192
<i>Schriftenreihe für Landschaftspflege und Naturschutz Heft 4</i>	134
<i>Ruth Stiegel</i> , Das ungewöhnliche Konzert	133
<i>Hermann Streng</i> , Südwestalb	192
<i>Konrad Theiß und Hermann Baumbauer</i> , Der Kreis Tettnang und die Stadt Friedrichshafen	193
<i>Reinhold Tüxen</i> , Experimentelle Pflanzensoziologie	188
<i>Josef Weinberg</i> , Der Schultheiß von Justingen	191
<i>Alexander Wien</i> , Großer Bogen Tessin	134
<i>Paul Woldstedt</i> , Quartär	129
<i>Hermann Zielfleisch</i> , Heimat Heumaden	133

<i>Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes</i> ..	57, 135, 198
<i>Registerheft der Jahrgänge 1–20 (1950–1969)</i>	205
1. Systematische Übersicht nach Sachgebieten ..	206
2. Die Mitarbeiter und ihre Beiträge	227
3. Besprochene Bücher	239
4. Stichwortregister	246

Der spätgotische Kreuzgang des Klosters Hirsau und seine ehemaligen berühmten Glasgemälde

Von Markus Otto

Das Benediktinerkloster Hirsau hatte im 11. Jh. unter Abt Wilhelm (+ 1091) seine erste große Blütezeit erlebt. Nach Jahrhunderten des Niedergangs erfolgte ein neuer Aufschwung im 15. Jh. durch den Anschluß an die Bursfelder Kongregation (1458). Der inneren Reform folgte, gefördert von einigen tüchtigen Äbten – im Mittelpunkt der baufreudige und prachtliebende Abt Blasius Schölltraub von Ottingen (1484–1503) – eine neue Blüte von Wissenschaft und Bautätigkeit. Damals entstand neben der Sakristei in der Nordostecke des Münsterchors der vergrößerte Kreuzgang, mit Brunnenhaus an der Südseite, anstelle des baufälligen kleineren, romanischen Kreuzgangs, wobei der Osttrakt der Klausur mit Kapitelsaal und Dormitium nach Osten verschoben wurde. An den neuen Osttrakt wurde die Marienkapelle angebaut, das einzige sakrale Gebäude des Klosters, das den Brand von 1692 überstand.

Die Fenster des neuerbauten Kreuzgangs und des Brunnenhauses waren mit biblischen Bildern geschmückt, und diese Glasgemälde zogen Besucher von weither an. Es wurden sogar zeichnerische Kopien derselben hergestellt¹. Wohl kaum ein historischer Gegenstand der Glasmalerei ist – schon recht früh! – so eingehend und bewundernd in der Literatur gewürdigt worden wie diese Hirsauer Scheiben. An Hand vorzüglicher zeitgenössischer Handschriften gelang eine Rekonstruktion des Bestands wenigstens in der Vorstellung. Neben L. Balet war es besonders der Calwer Rektor P. Waizsäcker, der in mehreren, wissenschaftlich hervorragend fundierten Aufsätzen wertvolle Erkenntnisse über das verlorene Werk zusammengetragen hat². Seither ist es jedoch still um die unglückseligen Glasgemälde und ihre Geschichte geworden.

Der Kreuzgang

Sein Neubau begann nach den Angaben des Trithemius^{3a} in den *Annales Hirsaugienses* mit dem – nach Osten hinausgerückten – Ostflügel, der unter Abt Bernhard (1460–1482) in dessen Todesjahr 1482 begonnen und unter Abt Georg (1482–1484) vollendet wurde. Die drei

weiteren Flügel wurden unter Abt Blasius erbaut, und nach Trithemius ergeben sich die folgenden Bauzeiten: Südflügel mit Brunnenhaus 1485–1489, Westflügel 1489–1491, Nordflügel 1491–1494. Als Baumeister sind Peter von Koblenz, Martin von Urach und Hans Spryss von Zaberfeld durch ihre Meisterzeichen belegt. Beim Bau des Nordflügels gab es einen erstaunlichen Zwischenfall. Als das Bauwerk nahezu fertig war, zeigten sich im Gewölbe bedenkliche Risse, so daß man Einsturz befürchtete und daher den ganzen Flügel abriß und nochmals neu aufbaute. Der Architekt wurde vor den Konvent zitiert, der Gutachter bestellt hatte, und man verurteilte ihn zu einer hohen Geldbuße, zahlbar an den Abt.

Kreuzgang und Brunnenhaus waren, wie erhaltene Schlußsteine beweisen, mit erlesenem bildhauerischem Schmuck ausgestattet, und der Dreischalenbrunnen, in Form einer Monstranz, dessen Torso heute bei der Kirche in Teinach steht, war ein weithin berühmtes Werk spätgotischer Steinmetzkunst. Der Gedanke, die Kreuzgang- und Brunnenhausfenster mit Glasgemälden auszustatten, scheint eine persönliche Idee des Abts Blasius gewesen zu sein. Er wählte für den Kreuzgang einen damals als Holzschnitt-Tafelwerk vorliegenden lehrhaften Bilderzyklus, die „*Biblia Pauperum*“, wogegen er für das Brunnenhaus ohne ersichtliche Vorlage biblische Motive aussuchte, die mit Wasser zu tun haben.

Die Biblia Pauperum

Eine lehrhafte Darstellung der biblischen Geschichte mit Gegenüberstellung alt- und neutestamentlicher Bilder läßt sich weit ins Mittelalter hinein verfolgen, als Fresken- und als Glasgemäldezyklen oder als „*Buchmalerei*“. Sie wendet sich an den größtenteils des Lesens unkundigen Laien, um ihn durch bloßes Anschauen mit den wesentlichen Geschichten der Bibel und gewissen theologischen Gedanken vertraut zu machen. Im 15. Jh. bemächtigte sich der Holzschnitt dieses interessanten Themas. Es entstand ein Blockbuch, d. h. ein aus einzelnen Holzschnitten zusammengeheftetes Buch. Musper

hat gezeigt, daß diese „xylographische“ Ausgabe der Bilderbibel holländischer Herkunft ist und etwa in der Zeit 1430–1440 entstand³. Es handelt sich um ein 40-blättriges Werk, das mehrfach kopiert wurde, dessen Kopien aber stets deutlich auf die „Urausgabe“ zurückzuführen sind. Wann der Name „Armenbibel“ aufkam, ist nicht bekannt. Musper nimmt an, daß er mit dem Erscheinen des Blockbuchs entstand, weil dieses den nahezu unerschwinglichen „Buchmalereien“ gegenüber zu einem wesentlich geringeren Preis erstanden werden konnte. Trotzdem werden sich doch auch nur wenige das Blockbuch haben leisten können, so daß man meinen möchte, es sei bei den „Armen“ ganz allgemein an die dem Klerus gegenüber „geistig Armen“, also die Laien, gedacht. Die 40 Blätter der Bibel sind so angelegt, daß in einer stets gleichen Rahmenarchitektur einer zentralen neutestamentlichen Geschichte links und rechts je eine alttestamentliche Begebenheit gegenübergestellt ist. Über und unter dem Mittelbild sind je zwei zu den Bildern passende Propheten als Halbfiguren in besonderen Gehäusen dargestellt, dazu ihre Aussagen auf Spruchbändern. Oben sind links und rechts ausführliche Schriftstellen mit kurzer theologischer Erklärung angebracht, alles in lateinischer Sprache. Unter jedem Bild findet sich schließlich eine kurze Erklärung in Form eines zweizeiligen lateinischen Reimes. Die Leistung des ohne Zweifel sehr begabten Künstlers läßt sich schon allein an der erstaunlichen Tatsache ermessen, daß es ihm gelang, 160 nicht schablonenhaft übereinstimmende Propheten zu zeichnen! Es dürfte zum Verständnis des Folgenden wichtig sein, den Inhalt der 40 Blätter gemäß der Aufstellung von Musper hier wiederzugeben:

Tafel 1

Gottvater spricht zu Schlange und Eva (1. Mos. 3, 15)
Der Engel verkündet Maria Christi Geburt
Gideon und das betaute Fell (Richt. 6, 37)

Tafel 2

Moses am feurigen Busch (2. Mos. 3, 5)
Christi Geburt
Der Stecken Aarons grünt (4. Mos. 17, 23)

Tafel 3

Abner kommt zu David (2. Kön. 3, 21)
Anbetung der Hl. Drei Könige
Die Königin von Saba bei Salomo (1. Kön. 10, 2)

Tafel 4

Einsetzung des Reinigungsopfers (3. Mos. 12, 6)
Christi Darstellung im Tempel
Samuel wird zu Eli gebracht (1. Sam. 1, 25)

Tafel 5

Rebekka sendet Jakob zu Laban (1. Mos. 27, 42)
Die Flucht nach Ägypten
Micha hilft David zur Flucht (1. Sam. 19, 12)

Tafel 6

Der Tanz um das Goldene Kalb (2. Mos. 32, 19)
Sturz der ägyptischen Götzenbilder
Zertrümmerung des Götzen Dagon (1. Sam. 5, 3)

Tafel 7

Doeg erschlägt die Priester (1. Sam. 22, 18)
Bethlehemitischer Kindermord
Atalia bringt die Königskinder um (2. Kön. 11, 1)

Tafel 8

David kniet auf dem Wege nach Hebron (2. Sam. 2, 1)
Die Rückkehr aus Ägypten
Jakob zieht an die Furt des Jabbok (1. Mos. 32, 23)

Tafel 9

Die Ägypter im Roten Meer (2. Mos. 14, 27)
Taufe Christi im Jordan
Die Kundschafter mit der Traube (4. Mos. 13, 23)

Tafel 10

Esau verkauft Jakob das Erstgeburtsrecht (1. Mos. 25, 33)
Christus vom Teufel versucht
Der erste Sündenfall (1. Mos. 3, 6)

Tafel 11

Elia erweckt den Sohn der Witwe zu Zarpath
(1. Kön. 17, 21)
Die Auferweckung des Lazarus
Elisa erweckt den Sohn der Sunamitin (2. Kön. 4, 34)

Tafel 12

Drei Engel erscheinen Abraham (1. Mos. 18, 2)
Christi Verklärung auf dem Berge Tabor zwischen
Moses und Elias
Die Männer im feurigen Ofen (Dan. 3, 21)

Tafel 13

Nathans Bußpredigt an David und seine Reue
(2. Sam. 12, 13–16)
Magdalena salbt Christi Füße
Moses fleht Gott an um Heilung der Mirjam
(4. Mos. 12, 13)

Tafel 14

David wird im Triumph eingeholt (1. Sam. 18, 6)
Christi Einzug in Jerusalem
Die Kinder der Propheten verehren Elisa (2. Kön. 2, 15)

Tafel 15

Die Ältesten der Juden bauen den Tempel (Esra 6, 14)
Christus jagt die Wechsler aus dem Tempel
Makkabäus reinigt den Tempel (2. Makk. 10, 3)

Tafel 16

Jakob empfängt Josephs Rock (1. Mos. 37, 32)
Judas erbietet sich zum Verrat
Absalom wirft sich zum Richter auf (2. Sam. 15, 4)

Tafel 17

Joseph wird an die Ismaeliten verkauft (1. Mos. 37, 32)
Judas erhält die dreißig Silberlinge
Joseph wird an Potiphar verkauft (1. Mos. 39, 1)

Tafel 18

Melchisedek bringt Brot und Wein (1. Mos. 14, 18)
Das Abendmahl
Manna regnet vom Himmel (2. Mos. 16, 19)

Tafel 19

Micha weissagt Ahabs Tod (2. Kön. 22, 28)
Christus verläßt nach der Fußwaschung die Jünger
Elisa verkündet wohlfeile Zeit (2. Kön. 7, 1)

Tafel 20

Die törichten Jungfrauen (Matth. 25, 12)
Die gepanzerten Krieger fallen im Garten Gethsemane
vor Christus
Der Sturz Lucifers (Offb. 12 und Jes. 14, 9)

Tafel 21

Joab ersticht Abner (2. Sam. 3, 27)
Judas' Verrat durch den Kuß
Tryphon schließt einen Scheinvertrag mit Jonathan
(1. Makk. 12, 43)

Tafel 22

Isebel bedroht Elias mit dem Tode (1. Kön. 19, 2)
Pilatus wäscht seine Hände in Unschuld
Die Babylonier fordern Daniels Tod (Dan. 6, 16)

Tafel 23

Noahs Blöße wird bedeckt (1. Mos. 9, 23)
Christi Verspottung
Knaben verspotten Elisa (2. Kön. 2, 23)

Tafel 24

Isaak trägt das Opferholz (1. Mos. 22, 6)
Christus trägt sein Kreuz
Die Witwe von Zarthath liest Holz auf (1. Kön. 17, 10)

Tafel 25

Isaak auf dem Opferaltar (1. Mos. 22, 11)
Christus am Kreuz
Die Aufrichtung der ehernen Schlange (4. Mos. 21, 8)

Tafel 26

Evas Erschaffung aus der Rippe (1. Mos. 2, 22)
Christus empfängt den Stich in die Seite
Moses schlägt Wasser aus dem Felsen (2. Mos. 17, 6)

Tafel 27

Joseph wird in die Grube geworfen (1. Mos. 37, 24)
Die Grablegung Christi
Jonas wird vom Walfisch verschlungen (Jona 1, 15)

Tafel 28

David schlägt Goliath das Haupt ab (1. Sam. 17, 51)
Christus besiegt die Hölle
Simson zerreißt den Löwen (Richt. 14, 6)

Tafel 29

Simson trägt die Tore von Gaza fort (Richt. 16, 3)
Christi Auferstehung
Jonas wird vom Walfisch ausgespien (Jona 2, 11)

Tafel 30

Ruben findet Joseph in der Grube (1. Mos. 37, 29)
Die Frauen finden das Grab leer
Die Braut sucht ihren Bräutigam (Hohesl. 3, 2)

Tafel 31

Daniel in der Löwengrube (Dan. 6)
Christus erscheint Magdalena als Gärtner
Die Braut findet ihren Bräutigam (Hohesl. 3, 4)

Tafel 32

Joseph gibt sich seinen Brüdern zu erkennen (1. Mos. 45, 3)
Christus erscheint seinen Jüngern bei verschlossenen Türen
Der verlorene Sohn kehrt zurück (Luk. 15, 20)

Tafel 33

Ein Engel erscheint Gideon (Richt. 6, 12)
Christus und der ungläubige Thomas
Jakob ringt mit dem Engel (1. Mos. 32, 25)

Tafel 34

Henoch wird von Gott aufgenommen (1. Mos. 5, 24)
Christi Himmelfahrt
Elia wird in den Himmel entführt (2. Kön. 2, 11)

Tafel 35

Moses empfängt das Gesetz (2. Mos. 31, 18)
Ausgießung des Heiligen Geistes
Feuer fällt auf Eliä Opfer (1. Kön. 18, 38)

Tafel 36

Salomo ehrt seine Mutter Bathseba (1. Kön. 2, 19)
Maria empfängt die Himmelskrone
Esther erhält königliche Ehren (Esth. 2, 17)

Tafel 37

Salomos weises Urteil (1. Kön. 3, 27)
Das Jüngste Gericht
David verurteilt den Amalekiter (2. Sam. 1, 15)

Tafel 38

Untergang der Rotte Kora (4. Mos. 16, 31)
Die Hölle
Untergang von Sodom und Gomorra (1. Mos. 19, 24)

Tafel 39

Das Mahl der Kinder Hiobs (Hiob 1, 4)
Christus hält die Seligen in einem Tuch zusammen
Jakobs Traum von der Himmelsleiter (1. Mos. 28, 12)

Tafel 40

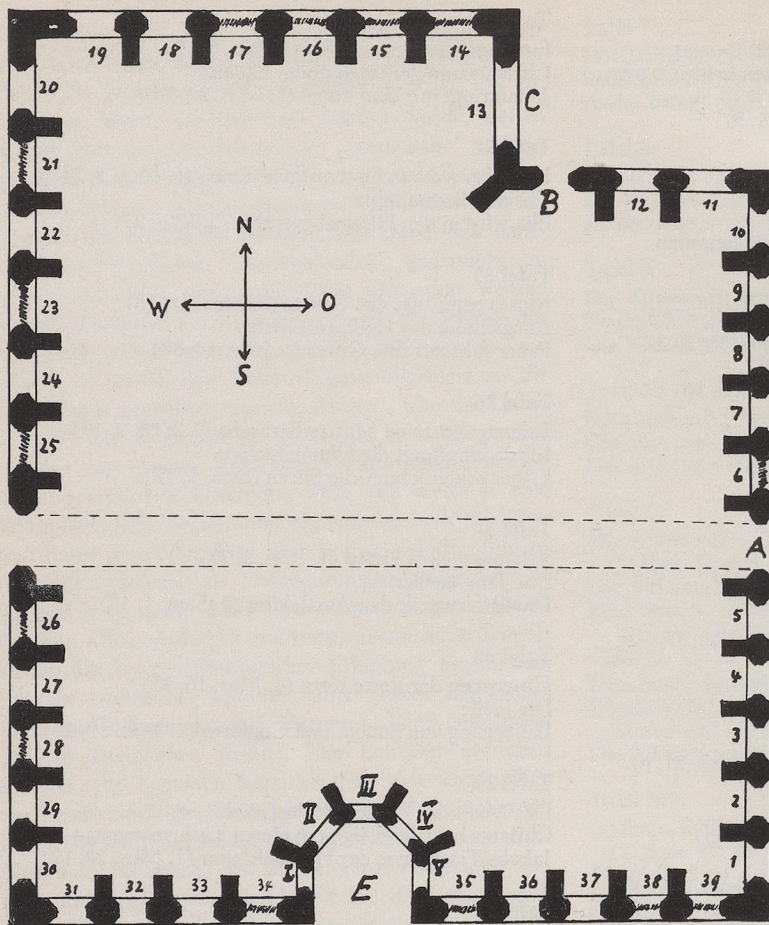
Die Krönung der Tochter Zions (Hohesl. 4, 7)
Christus krönt die Auserwählte (Maria bzw. die Kirche)
Ein Engel spricht zu Johannes (Offb. 21, 9)

Die angegebenen Textstellen stehen entsprechend über dem linken und rechten Bild der Tafeln. Mit Tafel 36 endet die neutestamentliche Geschichte. Die letzten Mittelbilder zeigen gedankliche Vorstellungen der alten Kirche.

Mit der vollständigen Darstellung dieses großen Werkes auf den Fenstern seines Kreuzgangs, die durch die Dreiteiligkeit ihres Maßwerks dazu wie geschaffen waren, hat Abt Blasius etwas Einzigartiges geschaffen, zu dem es kaum eine Parallele geben wird.

Die Geschichte der Glasgemälde

Erster Berichterstatter über die Ausstattung der Kreuzgangfenster mit Glasgemälden ist Trithemius. Er schreibt: „Fenstras cum rotundis (id est „Schyben“) et picturis ad tria latus ambitus (des Kreuzgangs) Monasterii fieri iussit, pro quibus plus quam trecentes auri florenos exposuit. In quarto vero latere picturas sine rotundis fecit duntaxat.“ Hier sind ganz offensichtlich die Begriffe verwechselt, wie alle bisherigen Forscher einmütig feststellen. Es muß natürlich heißen: „rotundas sine picturis“!



1. Grundriß der Fensterfront des Kreuzgangs.

Die Zahlen in den Fenstern geben die Tafelnummern der Biblia Pauperum und somit der Glasgemälde an. Die Zahlen beim Brunnenhaus (E) beziehen sich auf die von Steck wiedergegebene Bilderaufstellung des Parsimonius. Buchstaben siehe im Text! Die schraffierten Fensteröffnungen geben an, wo heute in der Ruine noch Maßwerk in den Fenstern zu sehen ist.

Das bedeutet also, daß Blasius nur auf drei Seiten des Kreuzgangs Glasgemälde mit „Schyben“ anbringen ließ, wogegen er auf der vierten Kreuzgangseite nur „Schyben“ ohne Gemälde einsetzte. Wir wissen, daß diese vierte Seite, die zunächst ohne Glasgemälde blieb, die Nordseite war. Wertvoll ist die Bezeichnung „rotundae“ für „Schyben“. Es handelte sich demnach um „Butzenscheiben“, Rundscheiben aus einfachem Glas, die den restlichen Fensterraum um die Glasgemälde füllten. Der Nordflügel blieb also zunächst völlig mit solchen Butzenscheiben verglast. Ob nun die übrigen drei Seiten unter Blasius vollendet wurden, wie Trithemius meint, oder ob sie, wie Crusius⁴ an zwei Stellen angibt, erst 1517 vollendet wurden, ist nicht wesentlich. Blasius scheint seinem Konvent gegenüber einen schweren Stand gehabt zu haben. Man warf ihm maßlose Verschwendung vor, weshalb er wohl auch von Anfang an den Nordflügel zunächst ohne Bebilderung ließ. Trotz dieser Verzögerungen in der Vollendung des Zyklus steht wohl mit Bestimmtheit fest, daß Abt Blasius der Initiator des großen Planes gewesen ist und vermutlich von dem – leider unbekannt gebliebenen – Glasmaler eine „Karton-Ausarbeitung“ der ganzen vierzigblättrigen Biblia Pauperum anfertigen

ließ⁵. Dies kann daraus geschlossen werden, daß die einzelnen Szenen gegenüber der Vorlage nicht nur z. T. wesentlich bereichert waren, sondern, daß auch der Text an manchen Stellen etwas gefälliger gestaltet wurde⁶. Eine Besonderheit war das übergroße Fenster im Nordflügel, an der Stelle, an der das südliche Querschiff des Münsters in den Kreuzgang hereinragt (Abb. 1 C). Obwohl es heute ohne Maßwerk ist, sieht man ohne weiteres, daß es nicht, wie die übrigen, dreiteilig, sondern vierteilig gewesen ist. Es zeigte neben der ihm zufallenden dreiteiligen Bildgruppe (Tafel 13) auf der vierten Bahn eine Darstellung der Dreieinigkeit. Dabei war Abt Johann Schultheiß (1524–1556) mit seinem Wappen abgebildet und dem Spruch: „O Jesus, Sohn Gottes, erbarme Dich meiner!“ Ferner war der für die Geschichte der Glasgemälde wichtige Text beigesetzt (Übers.): „Dieses gelehrige Bildwerk aus beiden Testamenten, das von frommen Äbten dieses Klosters begonnen wurde, hat der ehrwürdige Pater Johannes Schultheiß, ein überaus frommer Abt des Klosters, im Jahr 1534 vom Bild des Lazarus (Tafel 11!) bis zum Gleichnis der fünf törichten Jungfrauen (Tafel 20!) vervollständigt⁷.“ Damit ist der Zeitpunkt der Fertigstellung des gesamten Zyklus

genau festgelegt. Dabei ist zu beachten, wie genau vorher die Aussparung der Szenen im Nordflügel vorgenommen worden war, so daß die fehlenden Bilder nachher lückenlos hineinpaßten (siehe den Grundriß des Kreuzgangs!).

Das Brunnenhaus (Abb. 1 E) muß dem Bericht des Trithemius zufolge, da es zum südlichen Kreuzgangflügel gehört, schon von Blasius mit Glasgemälden ausgestattet worden sein. Wie bereits erwähnt, sind für diese bei Parsimonius (siehe unten!) genau aufgeführten Bilder (Abb. 4) keine entsprechende Vorlagen nachzuweisen, da wohl der Gedanke, um den Brunnen herum Darstellungen zu zeigen, die mit Wasser zu tun haben, von Blasius selbst stammte, und da Blasius vermutlich die gewünschten Szenen selbst ausgewählt hat. Es handelte sich um folgende Darstellungen: (die Ziffern geben die Fenster auf dem Grundriß des Kreuzganges wieder)

- I. (dreiteilig, normale Höhe)
 - a) Das Weinwunder zu Cana
 - b) Elieser und Rebecca am Brunnen
 - c) Jesus und die Samariterin
- II. (zweiteilig, niederer)
 - a) Noah in der Arche
 - b) Jesus, den Kranken am Teich Bethesda heilend
- III. (zweiteilig, niederer)
 - a) Moses, Wasser aus dem Felsen schlagend
 - b) Erlösungstod Jesu, durch die Kelter bezeichnet
- IV. (zweiteilig, normale Höhe)
 - a) Jesus, schlafend im Meeressturm
 - b) Moses, im Nil ausgesetzt und von der Tochter Pharaos aufgefunden
- V. (dreiteilig, normale Höhe)
 - a) Naeman durch Elisa vom Aussatz gereinigt
 - b) Taufe des Kämmerers der Königin Kandace
 - c) Ein Hirsch im Wasser stehend, neben dem am Ufer David kniet mit dem Spruchband: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser etc.“ (Ps. 42).

Die meisten Szenen findet man im Mittelalter öfters dargestellt. Das letzte Bild dürfte hingegen speziell im Hinblick auf das Hirsauer Wappen gestaltet worden sein. Die ungleiche Höhe der Fenster, die uns Parsimonius durch seine Zeichnung überliefert hat, könnte sich so erklären, daß an den Wänden II und III des Brunnenhauses die Fenster nicht bis zur üblichen Tiefe herabreichten. Vielleicht waren an dieser Stelle an der unten massiven Wand steinerne Bänke angebracht?

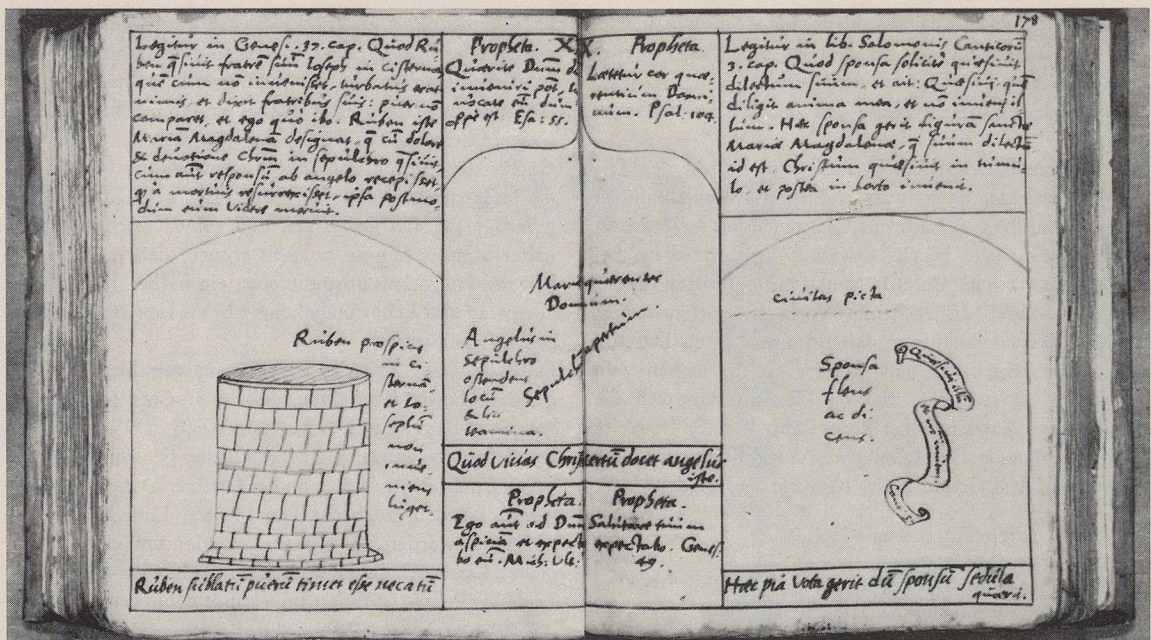
Die erste grundlegende Würdigung des gesamten Opus finden wir in einer Handschrift des evang. Abts Dr. Johannes Parsimonius (Karg), der von 1569 bis 1588 der Klosterschule vorstand⁸. Die Handschrift, die von 1579 stammt, befaßt sich mit dem ganzen Kloster und enthält eine vollständige Wiedergabe aller Glasgemälde in Kreuzgang und Brunnenhaus. Sie kam bald darauf auf Umwegen in die Wolfenbütteler Bibliothek, wo sie sich heute noch befindet. G. E. Lessing entdeckte als erster Forscher den Zusammenhang zwischen dem dargestellten

Kreuzgangzyklus und der Holzschnittausgabe der Biblia Pauperum. Seine Entdeckung veranlaßte ihn zu einer ausführlichen Publikation, die in jeder vollständigen Lessing-Ausgabe zu finden ist⁹. Dabei veröffentlichte er auch einige schematisierte Bilder der Handschrift. Leider beging er den Fehler, den Beweis erbringen zu wollen, daß die Holzschnittausgabe nach den Hirsauer Glasgemälden gefertigt sei. Da er Hirsau und seine Geschichte nicht näher kannte, konnte er nicht wissen, daß in Wirklichkeit die Holzschnittausgabe etwa ein halbes Jahrhundert älter war und daher umgekehrt als Vorlage für die Glasgemälde gedient hat.

Daß schon zur Zeit des Parsimonius verschiedene Glasgemälde beschädigt waren, geht aus seiner Handschrift hervor, in der er auf S. 132 erwähnt, daß „1579 und in den folgenden drei Jahren die zerbrochenen Fenster im Kreuzgang durch einen Maler und Schmelzer ergänzt und erneuert worden, auch für den Herzog Ludwig allzumal abgemalt worden“¹⁰. Ob es sich hier um einen Stuttgarter Glasmaler handelt, und wo die Kopien für Herzog Ludwig blieben, ist bisher unbekannt geblieben.

Als Beispiel volkstümlicher Würdigung sei der „Bildungsreisende“ Andreas Reichart zitiert. Er schreibt 1610: „Der Kreuzgang zwischen der Kkirchen und dem Refektorium, darauf der jungen Studiosen Dormitium, Schlafkammern und Studierkammern, umbfaßt einen ziemlichen Garten, hat auf vier Seiten vierzig Fenster, da ein jedes der Breite nach in drei Unterschied oder Felder, durch zwei kleine steinerne Säulen geteilt, und je im mittlen Feld sind die Geschichte, so sich mit Christo verlossen, aus dem neuen Testament, samt den prophetischen Weissagungen, und in beeden Nebenfeldern die Figuren, Vorbildern und Bedeutung aus dem alten Testament, in die Fenstergläser gar künstlich und aufs deutlichst mit allerley ausbinstigen Farben geschmölzt.“

Im Dreißigjährigen Krieg wurde das Kloster durch das Restitutionsedikt wieder katholisch. 1629 zogen Mönche und ein Abt ein, 1632 zogen sie wieder ab, 1634 wieder ein. Erst ab 1649 blieb das Kloster endgültig evangelisch. Aus dieser Zeit stammt die zweite wertvolle Handschrift über Kloster und Glasgemälde. Sie befindet sich in der Württ. Landesbibliothek in Stuttgart und wurde 1631 von einem unbekannten Hirsauer Mönch (daher „Anonymus Hirsaugiensis“) verfaßt¹¹. Diese Handschrift ergänzt die Arbeit des Parsimonius aufs glücklichste, und es ist das große Verdienst Waizsäckers, ihre Aussagen erstmals wissenschaftlich ausgewertet zu haben. Aus ihr geht hervor, daß zur Zeit ihrer Abfassung schon zahlreiche Fehlstellen in den Glasgemälden waren, was an der Auslassung entsprechender Schriftstellen sichtbar wird. Dennoch mag das große Bildwerk eine Sehenswürdigkeit gewesen sein, bis der unglückselige Brand im Jahre 1692 der ganzen Herrlichkeit ein jähes Ende bereitete. Neben einer einzigen Scheibe, die heute im Württ. Landesmuseum zu sehen ist, und wenigen im Hirsauer Klostermuseum ausgestellten Fragmenten, die bei Grabungen Ende des 19. Jhs. gefunden wurden, ist nichts



2. Das 30. Fenster in der Parsimonius-Handschrift

mehr vorhanden, und es besteht auch kaum eine Aussicht, noch Neues zu entdecken.

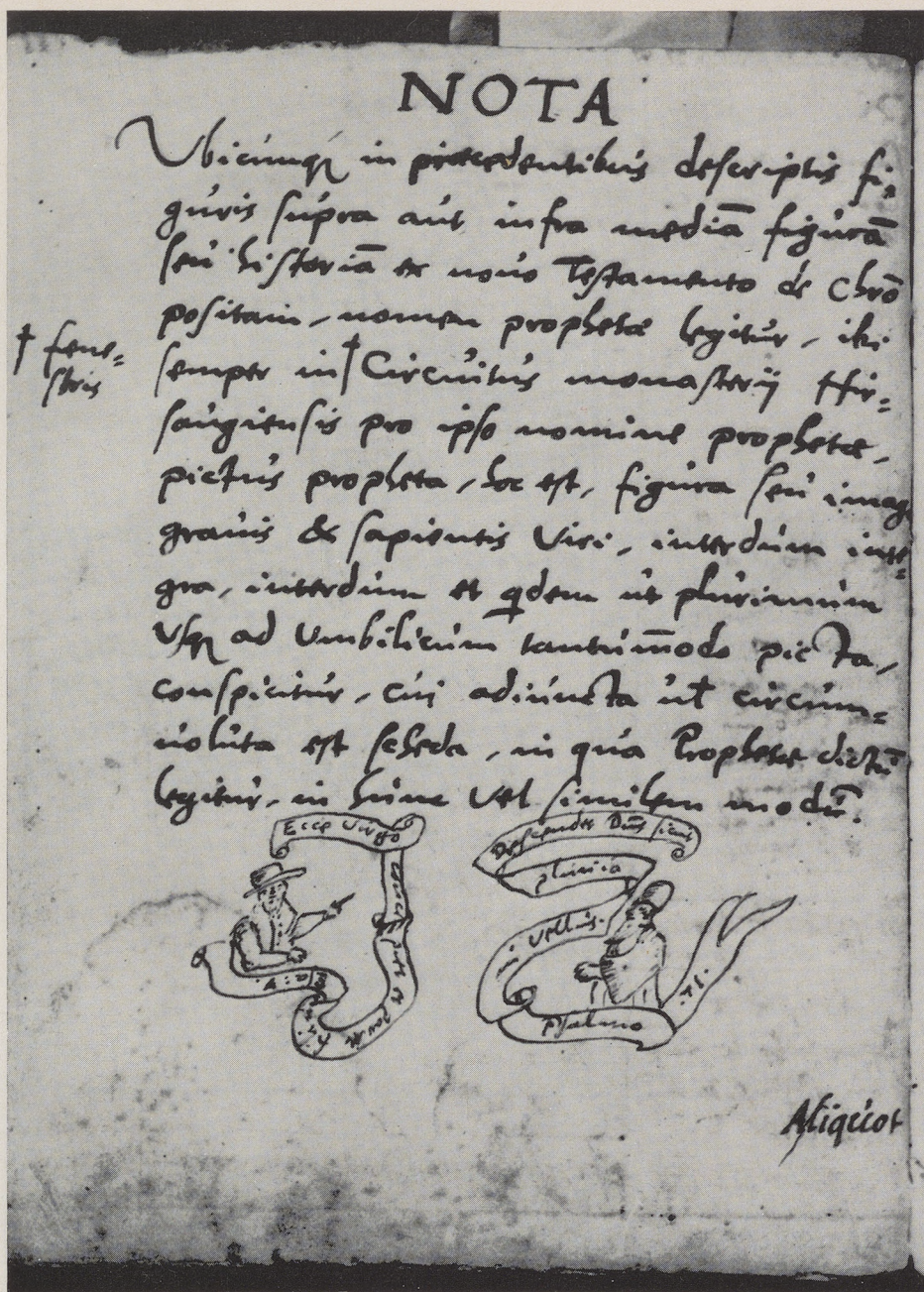
1. Die Parsimonius-Handschrift

Der die Glasgemälde betreffende Teil trägt die Überschrift: „Historiae novi Testamenti de Christo, dei et hominis filio, una cum typis et prophetis veteris Testamenti, in fenestris circuitus (des Kreuzgangs) Monasterii Hirsaugiensis depictae. MDLXXIX (1579).“ Parsimonius hat sich in bewundernswert pünktlicher und liebevoller Weise die Mühe gemacht, jedes einzelne Fenster in schematischer Zeichnung der Dreiteiligkeit festzuhalten. Dabei sind nicht nur die Texte, auch ihrer Lage nach, genau verzeichnet, sondern es sind auch die einzelnen Bilder in origineller Darstellung durch Schrift deutlich kenntlich gemacht. Wo die Schrift nicht ausreichte, um ein Bild zu schildern, ist durch einfache Skizzen einzelner Gegenstände nachgeholfen (Abb. 2). Damit ist mit größtmöglicher Präzision verdeutlicht, inwieweit die Hirsauer Fenster gegenüber der Holzschnittvorlage bereichert waren. Am Ende der Beschreibung des Zyklus steht die wertvolle Anmerkung, daß an den Plätzen, an denen in seiner Handschrift das Wort „Propheta“ stehe, auf den Glasgemälden diese Propheten abgebildet und mit entsprechenden Spruchbändern versehen seien. Als Muster sind die beiden oberen Propheten der Tafel 1, Jesaja und David, skizziert. Man liest auf den Spruchbändern deutlich die Texte: „Ecce virgo concipiet et pariet filium. Esa. 7.“ und „Descendet Dominus sicut pluvia in vellus. Psalmo 71“. Diese Skizze ist ein wertvolles

Dokument, durch das wenigstens ein kleiner Ausschnitt aus dem ersten Fenster im Bild überliefert ist (Abb. 3).

Mit derselben Präzision sind anschließend die Fenster des Brunnenhauses dargestellt. Es geht diesem Teil eine Überschrift voraus (Übers.): „Einige Figuren des Alten und Neuen Testaments, die ebenfalls in Fenstern des Hirsauer Kreuzgangs zu sehen sind, aber mit den bisherigen nichts zu tun haben, und die nicht in die Reihe der dort dargestellten Begebenheiten und Vergleiche gehören: sondern wegen des Brunnens, der inmitten dieser Gemälde und Figuren in einem anderen Umgang steht, und durch den mittels Kanälen und mehreren Bleirohren das Wasser fließt, sind alle jene Bilder auf Brunnen und Wasser bezogen, und jedes einzelne führt eine Geschichte von Wasser und Brunnen (Quellen) aus der Heiligen Schrift dem Beschauer vor.“ Parsimonius ist der einzige, der diese eigenartige Serie von Glasgemälden beschreibt (Abb. 4), und aus seiner zeichnerischen Wiedergabe ergibt sich die bereits erwähnte Ungleichheit der Fenster des Brunnenhauses.

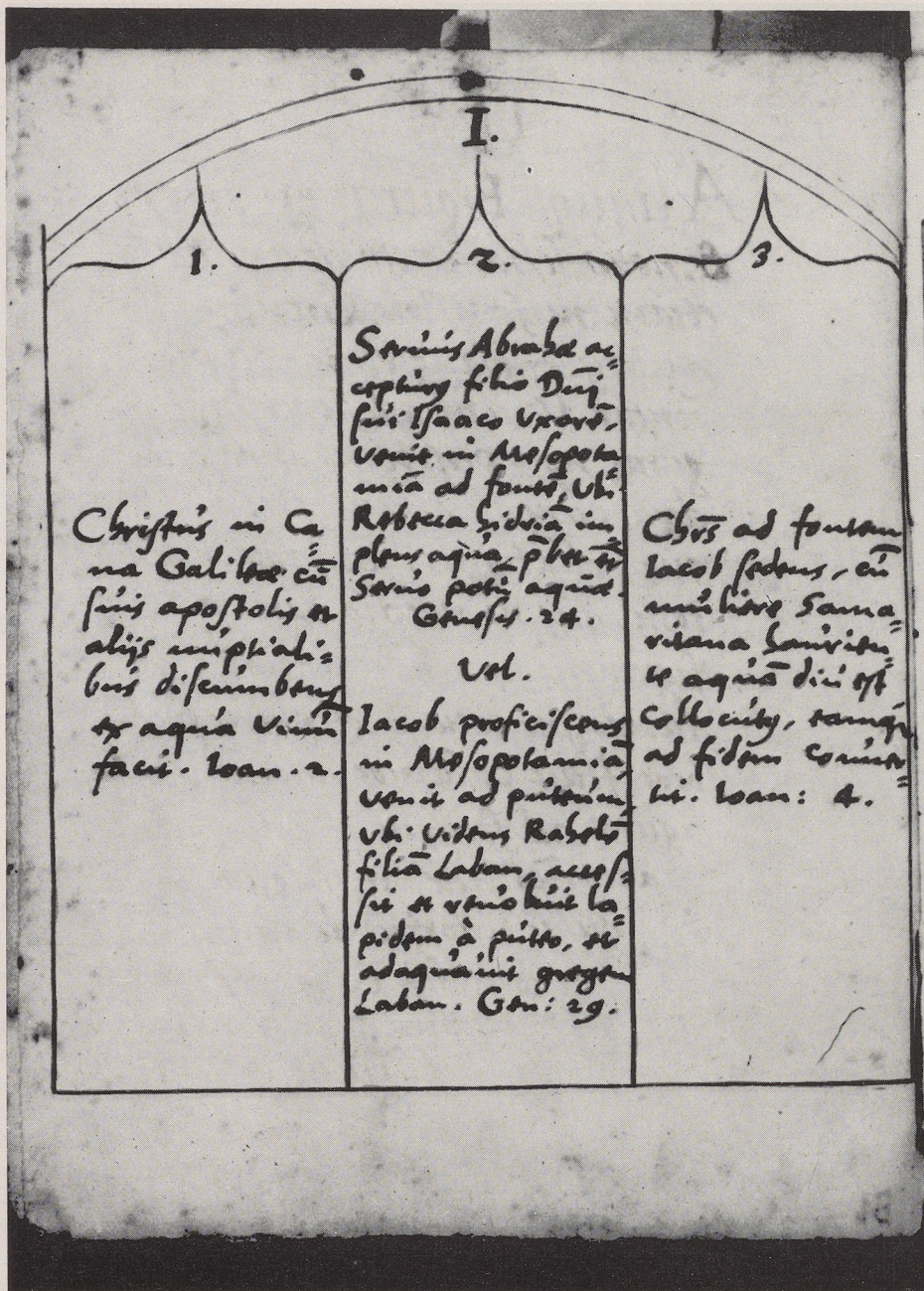
Unbegreiflich erscheint zunächst, daß auch der hochgebildete Akademiker Parsimonius in seiner Handschrift ein vierzigstes Kreuzgangfenster beschreibt. Auch er ist also in gewisser Hinsicht der „allgemeinen Hirsauer Ansicht“ erlegen; sonst hätte er wenigstens vermerkt, daß die 40. Tafel der Armenbibel im Kreuzgang keinen Platz hatte. Waizsäcker beanstandet das an sich mit Recht und leitet daher auch seine Zweifel an der absoluten Verlässlichkeit der Handschrift unter anderem von diesem merkwürdigen „Fehler“ ab. Dennoch ist die Sache in zwei



3. Letzte Seite der Kreuzgangfenster-Beschreibung des Parsimonius mit der Angabe über die Prophetenbilder

Punkten merkwürdig: Erstens sind auch auf der 40. Tafel des Parsimonius in der Bildbeschreibung Abweichungen von der Vorlage der Holzschnittbibel festzustellen. Eine einfache „Abschrift“ des Abts kommt also nicht in Frage. Zweitens steht oben an der Tafel der handschriftliche Vermerk des Autors: „Dieses Bild habe ich im Kreuzgang nie gesehen, sondern nach den Angaben meines Vorgän-

gers, des Herrn Abts Heinrich (Weikersreuter!)¹² beschrieben.“ Damit bestätigt jedenfalls Parsimonius, daß das Bild nicht vorhanden war, als er seine Bestandsaufnahme machte, allerdings: ohne die naheliegende Begründung durch den Rummangel. Ich sehe für die interessante Randnotiz zwei Möglichkeiten der Erklärung: Entweder lag zur Zeit Weikersreuters noch der ursprüng-



4. Das erste Fenster (I) des Brunnenhauses nach Parsimonius

liche Entwurf für den gesamten Zyklus vor, also die „Kartons“, die Blasius vermutlich zunächst von dem mit der Aufgabe betrauten Glasmaler hatte anfertigen lassen. In diesem Falle wäre es nicht ganz verständlich, weshalb diese Direktvorlage nicht auch noch zu Parsimonius' Zeit vorhanden gewesen sein sollte. Oder aber, was mir wahrscheinlicher erscheint, das Fenster ist tatsächlich ursprünglich angefertigt worden. Bei Trithemius

lesen wir über den Auftrag des Abts Blasius: „fieri iussit“, d. h., er ordnete die Fertigung der Fenster an. Es ist also durchaus denkbar, daß Blasius den ganzen Zyklus auf den von ihm fertig ausgestatteten 3 Seiten (dazu gehörte auch der letzte Teil der Armenbibel!) geschlossen in Auftrag gegeben hat, und daß dabei infolge der kuriosen Täuschung über die tatsächliche Anzahl der verfügbaren Fenster auch das 40. Fenster hergestellt wurde. Da es

essentia, unū in personis trinu.

Sequitur ianua. & quam ihu in horti.

Fenestra 13^a.

Pict. 1^a. Maria Magdalena lavante pedes Iesu.

Venus. Hanc a peccatis, ab omni fers pietatis.

Ezech. 18. Quicumq. homo hora ingruent, iniquitatē n̄ recorda-
bor.

David. Cor contritum et humiliatum deus non despicies.

Zach. 1. Convertimini ad me, et ego convertar ad vos.

David. Non ē similis hu in dñs bre.

Pict. 2^a. David poenitens.

Venus. Voce Natam tacitus Rex, praeuos corrigit actus.

Legit in 2. lib. Reg. 12. cap. Quod Natam Propheta
missus fuerat ad David, ut eū corrigeret ipse vero Rex
David poenitentia ductus, misericordia a deo ē. conueniens.

David enim poenitens, Maria Magdalena poenitenti designat,
& meruit novā peccatorū suorum veniam.

5. Blatt 93 der Handschrift des Anonymus mit der Beschreibung des vierteiligen Fensters Nr. 13

nachher keinen Platz fand, mag es lange herumgestanden oder auch an anderer Stelle des Klosters angebracht worden und dann z. Z. des Abts Weikersreuter abhanden gekommen sein. Diese Hypothese wurde bisher noch nicht ausgesprochen, muß aber doch wohl bei der akademischen Gründlichkeit des Parsimonius in Erwägung gezogen werden.

2. Die Handschrift des Anonymus

Obwohl der Name des Verfassers unbekannt geblieben ist, darf man wohl annehmen, daß es sich bei diesem nicht um den damaligen Abt handelt wie bei dem Autor der erstgenannten Handschrift, sondern um einen Priester-mönch, und daß dieser seine Arbeit als Auftrag durchgeführt hat. Im Gegensatz zu Parsimonius verzichtet er

Pict. 3a. Maria leprosa.

Verq. Hæc lepra facta poena fit munda reata.

Legit' in Lib. Num. c. 12. Quod Maria soror Moysi et Aaron
propter sua peccata leprosa facta fuit, a sua immunditia per
Moysen curata e. Moyses a. Chum significabat, qd Mariam
Magdalena ab oibz immunditijs suam pectorem mundavit,
sicut ipse in Luca testatur dicens: Remittunt' tibi peccata tua.

Pict. 4a. Imago SS. Trinitatis qua sancti in B. V. venerantur.
Alphonsus e. Ioannes Scultetus abbas in suis insignibz.



O Iesu Fili David miserere mei.

Doctam illam ex utroq. testamento figuram picturam, a p'p'is huius
Cenodij abbatibz auspiciatam, a Lotari figura, usq. ad
quinq. fatham Virginum Parabolâ. Reverendus Pater Io:
annes Sculteti eiusdem Cenodij abbas religiosissimus
composuit Anno 1534.

6. Rückseite des Blattes 93 (Tafel 16) mit der wertvollen Inschrift und dem Wappen des Abts Schultheiss

auf Wiedergabe von Bildern. Der in gut leserlicher Schrift ebenfalls lateinisch abgefaßte Text hält sich an ein bestimmtes Schema: Zuerst wird das Mittelbild durch eine kurze Charakteristik (nach Art einer Bildunterschrift) gekennzeichnet. Es folgt die Angabe des Verses unter dem Bild. Entsprechend ist mit den linken und rechten Szenen verfahren. Dazwischen sind die Prophetenstellen und sonstigen Texte angegeben (Abb. 5, 6). Das eigent-

lich Wertvolle an der Handschrift ist, daß in ihr durch eingestreute Ortsangaben die Lage des Zyklus innerhalb der Kreuzgangfenster genau ersichtlich ist.

Die Beschreibung beginnt am Südende des Ostflügels (Abb. 1). Nach dem 5. Fenster steht „es folgt eine Pforte“ (A), nach dem 10. Fenster folgt die Randbemerkung „Ende der ersten Seite“. Nach dem 12. Fenster auf dem kurzen Stück des Nordflügels, der der Südwand des

Münsterquerschiffs entlang läuft, steht: „Es folgt eine Pforte, durch die man den Garten betritt“ (B). Von wesentlicher Bedeutung ist auch die Beschreibung des nun folgenden dreizehnten Fensters (C), bei dem Parsiminius nur die drei Szenen der *Biblia Pauperum* beschreibt, der Anonymus aber die schon ausführlich erwähnte Schilderung der vierten Bahn des Fensters bringt, durch die wir über die Fertigstellung des ganzen Zyklus im Jahre 1534 durch Abt Schultheiss informiert werden. Dabei ist die einzige Zeichnung der ganzen Handschrift das Wappen des Abts Schultheiss (Abb. 6).

Wenn auch die weiteren Texte sehr gewissenhaft wiedergegeben sind und jede Fehlstelle (infolge Beschädigungen der Scheiben) genau festgehalten ist, kommt doch der in seiner anfänglichen Begeisterung sichtlich erlahmende Berichterstatte nun nach und nach ins Schludern. Er bringt keine einzige weitere Ortsangabe mehr und erwähnt nicht einmal das Brunnenhaus, dessen Glasgemälde er zudem völlig übergeht. Auch bei seiner Fensternumerierung stimmt manches nicht: von Nr. 19 springt er auf Nr. 21, ist dann bis Nr. 37 der tatsächlichen Numerierung immer eins voraus. Dafür bringt er eine zweite Nr. 37, wodurch die Zählung wieder „ins Blei kommt“. Der Abschluß ist von „umwerfender Sachlichkeit“: Die beiden restlichen Fenster sind mit den Nummern 38 und 40 versehen! Der Anonymus hat hier ein Meisterwerk geleistet, das des Humors nicht entbehrt. Er hat tatsächlich trotz seiner Numerierungsfehler völlig richtig 39 Fenster beschrieben, hat aber, da ja in Hirsau nach alter Tradition die Zahl 40 herauskommen mußte, einfach die Nr. 39 ausgelassen!

Was geblieben ist

Die einzige, einigermaßen erhalten gebliebene Tafel des Zyklus ist eine Scheibe mit der „Handwaschung des Pilatus“ (Abb. 7). Die Geschichte dieser Scheibe beginnt mit ihrer Auffindung, vermutlich durch den damaligen Hirsauer Hirschwirt (1692), dessen Gasthaus (das heutige Kurhotel) in nächster Nähe des Klosters lag. Es handelt sich bei der Szene um das Mittelbild von Tafel 22, deren zugehöriges Fenster im nördlichen Teil des Westflügels des Kreuzgangs lag. Sicher hat der Finder nicht nur einmal in den Ruinen „herumgestiert“. Wenn er trotzdem nur diese eine Scheibe in der Nordwestecke des Kreuzgangs fand, so kann das als ein Beweis dafür gelten, daß tatsächlich sonst nichts Zusammenhängendes von den Scheiben übriggeblieben ist. Wohl wird von einem schönen Christuskopf berichtet, der irgendwo in Privatbesitz untergetaucht sein soll¹³, aber das war dann nur ein Scherben, wie solche noch vereinzelt im Hirsauer Klostermuseum gezeigt werden. Die „Pilatusscheibe“ soll lange im „Hirsch“ zu Hirsau zu sehen gewesen sein, wechselte dann ihren Besitzer und konnte 1907 vom Stuttgarter Museum erworben werden. L. Balet beschreibt sie: „Nr. 44, Schwäbisch, vor 1517 (dieses späte Datum ist auf die Angabe des Crusius zurückzuführen, derzufolge der erste Teil des Zyklus nicht mehr unter Blasius voll-

endet wurde), Figurenscheibe mit Christus vor Pilatus. Pilatus mit kurzem Bart, in goldbrokattem Gewand, blauer Schabe mit großem Hermelinkragen, sitzt auf braunem Thron. Dahinter ein rotdamastener Teppich. Pilatus wäscht sich die Hände in einer goldenen Schale, die ein Diener mit langem Lockenhaar, in roten Beinlingen und enggeschnürtem, vorn offenem Rock mit gelben Aufschlägen und damastenen Ärmeln ihm hält, ihm zugleich aus einer reichen Kanne Wasser über die Hände gießend. Vor Pilatus steht Christus zwischen zwei Kriegsknechten. Im Hintergrund ein offenes Fenster mit Aussicht auf Häuser und Landschaft. Maß: 39,5 x 35,5 cm. Technik: Blau und Braun sind Hüttenglas. Roter Überfang, Silbergelb.“ Über die Erhaltung steht S. 30: „Leider ist nur der kleinste Teil der Scheibe alt, und zwar die Pilatusfigur, der Diener, mit Ausnahme seines Fußes, und der Thron, an dessen oberem und unterem Eckstück aber eine orangefarbene und eine grüne Scheibe ergänzt sind. Alles übrige ist teilweise mit altem, teilweise mit neuem Glas restauriert.“

Zum Vergleich ist hier die entsprechende Tafel aus der *Biblia Pauperum* abgebildet (Abb. 8). Aus ihr ersieht man die weiteren Szenen, zwischen denen die Pilatusscheibe zu denken ist¹⁴. Außerdem zeigt ein Vergleich die freie Gestaltung des Glasgemäldes gegenüber der Vorlage. Der Glasmaler hat nicht nur Pilatus auf einen prunkvollen Königsthron gesetzt, sondern er hat den Diener, der das Wasser in das Becken gießt, völlig neu gestaltet und gut sichtbar rechts von Pilatus gestellt, so daß gerade die Eingießung des Wassers zum zentralen Geschehen wird. Die unglückliche Ergänzung des Bildes, z. T. durch Fragmente aus fremden Scheiben, wird besonders deutlich an dem Soldaten rechts von Christus, von dem zwar die Füße, ebenfalls sehr schlecht restauriert, noch zu sehen sind, dessen Oberteil aber durch einen deutlich nicht hergehörigen Geharnischten, also das Fragment einer unbekannten Scheibe, ersetzt ist.

Im Hirsauer Museum ist an einem der Fenster eine aus zahlreichen bunten Scherben zusammengesetzte „Sammelscheibe“ aufgehängt (Abb. 9). Auf ihr fällt zunächst die Schrift „Lazarus iste“, Rest eines der genannten zweizeiligen Reime, auf. Die weiteren Fragmente geben trotz ihrer Dürftigkeit einigen Aufschluß über die Komposition der Scheiben. Bekanntlich ging man in der Schlußphase der Spätgotik, auf der Schwelle zur Renaissance, dazu über, die starren, steinbedingten Formen des Stils aufzulösen. Anstelle des Spitzbogens trat der Kielbogen, und in der Glasmalerei wurde das steinerne Maßwerk in gebogenes Ast- und Rankenwerk verwandelt. Berühmte Glasmaler der Zeit, wie Peter Hemmel, machten Schule, und so ist aus den wenigen Fragmenten im Hirsauer Museum abzulesen, daß auch die dortigen Glasgemälde dem Zeitstil entsprechend von solchem Ast- und Rankenwerk umgeben waren. Der Rest eines Schriftbandes (sicher einem Propheten zugehörig) ist um ein solches Astwerk geschlungen. Dadurch liegt die Annahme nahe, daß die Bilder nach oben in einem „vegetabilischen“



7. Die Pilatus-Scheibe

Kielbogen geendet haben. Der erhaltene Kopf könnte einem Propheten zugehören.

Bisher wenig beachtet sind einige Schriftscherben, die an einer Wand des Museums zusammengestellt sind. Da es nun gelang, sämtliche erhaltene Schriftreste in ihren ehemaligen Zusammenhang zu bringen, werden sie nachstehend erstmals gemäß der zusammenfassenden Abbildung erklärt (Abb. 10). Dabei wird gleichzeitig ein kleiner Einblick in die Wesensart der theologischen Kommentare der alten Holzschnittbibel gegeben. Die Lage

der Fragmente in den Texten ist durch begrenzen Längsstriche verdeutlicht, doch wurde bei der Textwiedergabe auf die zahlreichen, heute schwer verständlichen, Kürzungen gänzlich verzichtet.

A. Die größeren Schriftstellen:

Nr. 1 stammt aus Fenster 24 und betrifft das linke Bild „Isaak trägt das Opferholz“.

Legitur in Genes. 22. cap. Quod cum Abraham et Isaac filius suus pergerentur simul, Abraham portavit ignem



8. Das 22. Blatt der Biblia Pauperum mit der Handwaschung des Pilatus

et gladium, Isaac ultro portabat / ligna per / qua ipse immolari debuit. Iste oboediens Isa / ac q / ui ultro lignum portavit, Christum signat, qui lignum crucis, in quo pro nobis immolari voluit, in suo corpore portavit.

(1. Mose 22: Als Abraham und sein Sohn Isaak dies ausführten, trug Abraham Feuer und Schwert, Isaak trug freiwillig das Holz, mit dem er geopfert werden sollte. Dieser gehorsame Isaak, der das Holz trug, versinnbildlicht Christus, der das Kreuz, an dem er sich für uns opfern wollte, auf den eigenen Schultern trug.)

Nr. 2 stammt aus Fenster 26 und betrifft ebenfalls das linke Bild „Evas Erschaffung aus der Rippe“ (Abb. 11).

Legitur in Genesi II. / cap. Quod cum Adam / obdor-

misset dominus / de latere eius costam tulit / et formavit de ea muli / erem. Adam iste dormiens / Christum iam in cruce mortu / um signat, de cuius latere / pro nobis fluxere sacra / menta, cum miles lan / cea sua latus cristi apuit / sanguisque et aqua effluxit.

(1. Mose 2: Als Adam eingeschlafen war, nahm der Herr aus seiner Seite eine Rippe und bildete aus ihr ein Weib. Dieser schlafende Adam versinnbildlicht den toten Christus am Kreuz, aus dessen Seite für uns die Sakramente flossen, als der Soldat mit seiner Lanze die Seite Christi öffnete und Blut und Wasser herausfloß.)

Mit diesem größten Fragment (18 x 16 x 24 x 17 cm) ist eine ganze linke obere Inschriftcke erhalten. An der



9. Die „Sammelscheibe“ aus dem Klostermuseum in Hirsau

linken Senkrechte ist der Rest einer gelbbraunen Rahmenarchitektur sichtbar.

Nr. 3 stammt aus Fenster 30 und betrifft das rechte Bild „Die Braut sucht ihren Bräutigam“ (Abb. 12).

Legitur in lib. Salomonis canticorum / III. cap. Quod / sponsa sollicita quaesivit dilectum suum ut ai / t quesivi quem / diligit anima mea et non inveni / illum: hec sponsa / gerit figuram Sanctae Mariae / magdalene que / suum dilectum id est Christ / um quesivit in / tumultu et postea in horto invenit.

(Hohes Lied 3: Die betrubte Braut suchte ihren Ausgewählten und sagte: ich habe den gesucht, den mein Herz liebt, und habe ihn nicht gefunden. Diese Braut verkörpert die Person der heiligen Maria Magdalena, die ihren Geliebten, das heißt Christus, in dem Grab suchte und nachher im Garten fand.)

Mit diesem Stück (oben 9 cm, rechte Kante 7 cm, unten 20 cm) ist auch eine rechte obere Schriftecke erhalten.

B. Versfragmente:

Nr. 4 stammt aus Fenster 10, der Vers steht unter dem Mittelbild „Die Versuchung Christi“.

Christum / temptavit Satanas, ut / eum superaret. (u steht für v) (Der Teufel versuchte Christus, um ihn zu überwinden.)

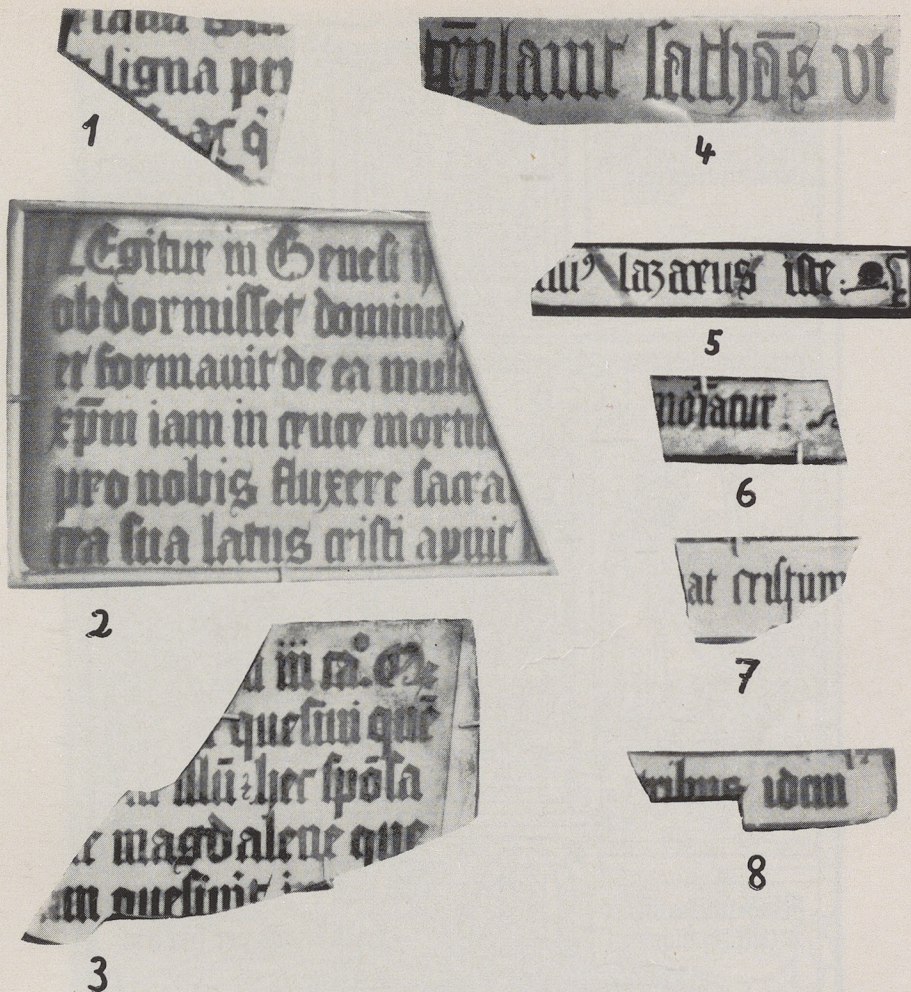
Nr. 5 stammt aus Fenster 11, der Vers steht unter dem Mittelbild „Die Auferweckung des Lazarus“.

Per te fit Christe redivi / uis lazarus iste. / (u steht für v) (Durch Dich, Christus, wird Lazarus wieder lebendig.)

Nr. 6 stammt aus Fenster 16, der Vers steht unter dem linken Bild „Jakob empfängt Josephs Rock“. Turba malignatur fratrium, puer / nominatur. / (Die Schar der Brüder tut Böses: Der Knabe wird [ergänzt: als umgekommen] gemeldet.)

Nr. 7 stammt aus Fenster 17, der Vers steht unter dem linken Bild „Joseph wird an die Ismaeliten verkauft“. Te sign / at Cristum / iuvenis venundatus iste. (Dich, Christus, versinnbildlicht dieser verkaufte Jüngling.)

Nr. 8 stammt aus Fenster 32, der Vers steht unter dem linken Bild „Joseph gibt sich seinen Brüdern zu erkennen“. Quos vexit pridem, blanditur fra / tribus idem. / (Zu den Brüdern, die er zuerst in Angst versetzt hatte, ist derselbe nun freundlich.)



10. Die Schriftfragment-Scheiben aus dem Klostermuseum in Hirsau

Wie aus der vorliegenden Aufstellung hervorgeht, sind unter Einrechnung der Pilatusscheibe immerhin noch Reste von 9 der 39 Fensterbilder des Hirsauer Kreuzgangs nachweislich vorhanden.

Zum Schluß noch eine ebenso erfreuliche wie gewichtige Ergänzung. In der Literatur findet sich beharrlich die Angabe, daß Reste von Hirsauer Glasgemälden in die Sammlung des Hauses Württemberg gekommen seien¹⁵. Begründet von Herzog Karl Eugen und König Friedrich I. befand sie sich zuerst in der „gothischen Kapelle“ des „Dörfleins“ bei Schloß Hohenheim, wurde dann mit dieser auf die Insel im See bei Schloß Monrepos versetzt (die Ruine der Kapelle steht heute noch!), gelangte von da etwa um 1850 ins Schloß Friedrichshafen und wird z. Z. im Schloß Altshausen aufbewahrt. Die rätselhafte Notiz regte alle, die sich für die Materie interessierten, von jeher auf, denn man dachte merkwürdigerweise stets nur an den Kreuzgangzyklus, von dem jedoch nichts in der genannten Sammlung zu finden war.

Da konnte nun eine erst vor kurzem gewonnene Erkenntnis entscheidend weiterhelfen: Abt Blasius ist bei seiner bekannten Prachtliebe mit großer Wahrscheinlichkeit dem Zuge der spätgotischen Kunstrichtung gefolgt und hat vermutlich die meisten der in jener Zeit durch Um- oder Neubau entstandenen gotischen Fenster mit Glasgemälden gefüllt. Bei dieser einleuchtenden Annahme müssen wir also Glasgemälde nicht nur im Kreuzgang, sondern auch für die am romanischen Münster angebaute spätgotische Sakristei sowie insbesondere für die Marienkapelle annehmen. Daß über diese Fenster in den alten Handschriften nichts berichtet wird, liegt einfach daran, daß Glasgemälde in Kirchenfenstern damals eine alltägliche Sache waren, während der Kreuzgangzyklus dagegen etwas ganz Besonderes war. Nur so läßt sich erklären, daß über ihn soviel geschrieben worden ist.

Da nun die Marienkapelle als einziges Bauwerk den Brand überstanden hat, liegt die Vermutung nahe, daß sich in ihren Fenstern am ehesten Reste von Glasgemäl-

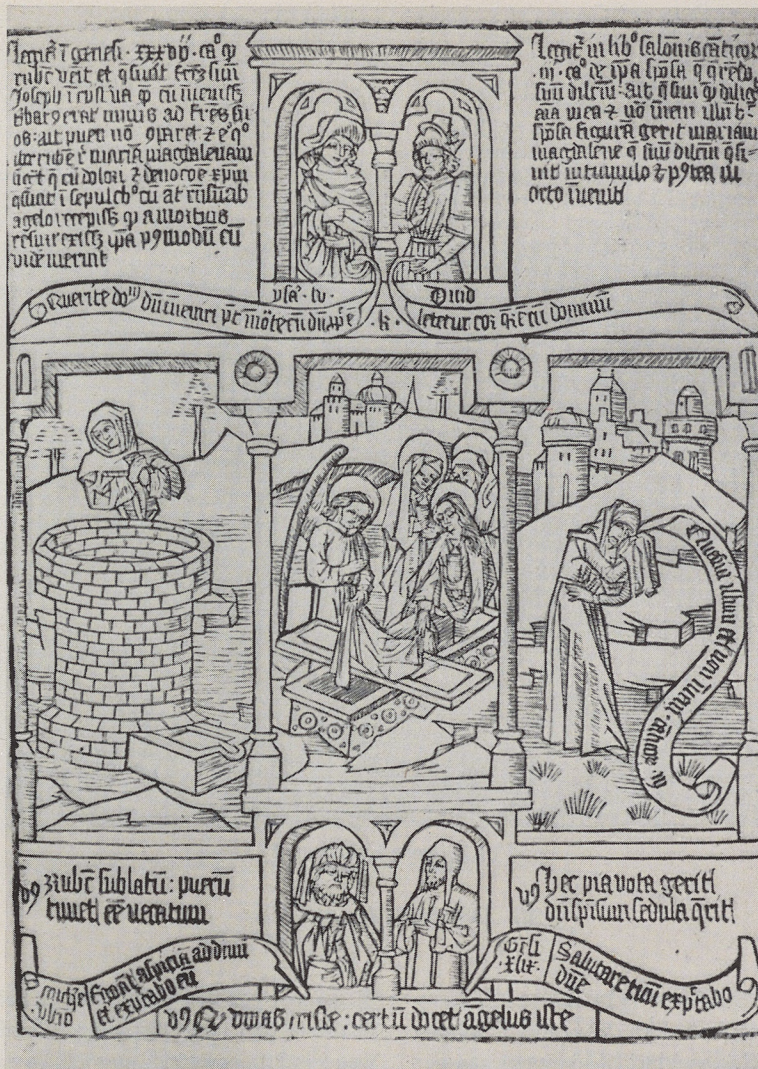


11. Das 26. Blatt der Biblia Pauperum mit der Erschaffung Evas und dem Kriegsknecht mit der Lanze unter dem Kreuz

den erhalten haben könnten. Zur Zeit Karl Eugens und Friedrichs I. begann das Haus Württemberg sich für Glasgemälde zu interessieren, und es wurden, hauptsächlich im Zuge der Säkularisation, aus dem ganzen Lande Glasgemälde für die fürstliche Sammlung zusammengetragen. Manches wertvolle Stück wurde dadurch dem sicheren Untergang im letzten Augenblick entrissen, denn damals bestand in der breiten Öffentlichkeit überhaupt kein Verständnis für derlei Kunstwerke. Aus dieser Sicht heraus kann die damalige „Razzia“ nicht hoch genug geschätzt werden. Da nun die genannte Notiz im Zusammenhang mit anderen zu jener Zeit gesammelten Glasgemälden erscheint, liegt der Schluß nahe, daß es sich bei den erwähnten Resten von Glasgemälden aus

dem Kloster Hirsau um Reste aus der Marienkapelle handelt, die ebenfalls im Zuge der Säkularisation in die Sammlung nach Monrepos gekommen sind.

Unter diesem neuen Aspekt fiel nun mit einem Male Licht auf einige Scheiben, deren Herkunft bisher unklar gewesen war, die aber bei näherer Betrachtung deutlich auf Hirsau weisen. Es handelt sich um eine Aureliusscheibe und um das Fragment einer Benediktscheibe, beide im Besitz des Hauses Württemberg, sowie je um eine Petrus- und Paulusscheibe (erstere mit knieendem Abt) aus dem Württ. Landesmuseum Stuttgart. Aurelius ist der Hirsauer Heilige, Benedikt der Ordenspatron des Klosters; Peter und Paul sind die Patrone des von Abt Wilhelm erbauten Münsters!



12. Das 30. Blatt der Biblia Pauperum mit der trauernden Braut und Maria Magdalena am leeren Grab

Es ist das große Verdienst von Professor Hans Wentzel (Lehrstuhl für Kunstgeschichte der Universität Stuttgart), diese Zusammenhänge erkannt zu haben. Er hat alle in Frage kommenden Scheiben kürzlich in der Zeitschrift „Pantheon“ veröffentlicht und abgebildet¹⁶. Durch diese neue Entdeckung scheint nicht nur die lange mißverständene Literatur-Notiz endlich ihre Bestätigung gefunden zu haben, sondern wir sind nun auch in der Lage, eine Anzahl mehr oder weniger erhaltener Glasgemälde aus dem Kloster Hirsau, und zwar aus der Zeit seiner letzten Blüte, vorzuweisen.

Anmerkungen

¹ L. Balet, Schwäbische Glasmalerei, Stuttgart und Leipzig 1912. Dort wird S. 26 berichtet, daß Markgraf Albrecht von Brandenburg die Gemälde abzeichnen ließ,

weil er den Bau einer Kirche in Königsberg beabsichtigte. Siehe auch später bei Abt Parsimonius (Herzog Ludwig v. Württemberg!). – ² P. Waizsäcker in Württ. Vierteljahreshefte, 9. Jahrg. 1900, S. 197 ff., ferner in Württ. Jahrbücher 1900, Heft 1, S. 7. – ³ Johannes Trithemius (1462–1516), eigentlich Johannes Heidenberg aus Tritenheim bei Trier, Abt in Sponheim bei Trier und in Würzburg, Freund des Klosters Hirsau und bedeutender Geschichtsschreiber seiner Zeit, der die erste umfassende Geschichte des Klosters schrieb. – ⁴ H. Th. Musper, Die Urausgaben der holländischen Apokalypse und Biblia Pauperum, München 1961. – ⁵ Martin Crusius (1526 bis 1607), Professor in Tübingen. Bedeutender Sprachwissenschaftler. Stellte in jahrzehntelanger mühevoller Arbeit seine Schwäbische Chronik zusammen. Seine Angaben über Hirsau beruhen z. T. auf eigenen Anschauungen, zum größten Teil aber auf den umfangreichen Aufzeichnungen des evangelischen Hirsauer Abts Johannes Parsimonius. (Frdl. Mitteilung von Herrn Studienrat

S. Greiner, Rotfelden.) – ⁵ Es ist auf Grund der geringen Überreste ganz unmöglich, gründliche Stilvergleiche mit sonstigen in Württemberg aus jener Zeit erhaltenen Glasgemälden anzustellen, so daß man sich auf keine der bekannten oder vermuteten damaligen Werkstätten festlegen kann. Die Scheiben sind wegen ihres kleinen Formats schon zur Kabinett-Glasmalerei zu rechnen, stilistisch jedenfalls schon deutlich die Wende zur Renaissance bekundend. Bei der Bedeutung Hirsaus und bei der Kunstliebe des Blasius ist anzunehmen, daß ein Glasmaler von gutem künstlerischem Ruf mit der Aufgabe betraut wurde. Auf den „Karton“ wurde die grundlegende genaue Zeichnung des Glasgemäldes zunächst mit Kohle oder Kreide aufgebracht. Nach dieser Zeichnung wurden dann die erforderlichen Glasstücke zugeschnitten bzw. mit dem Kröseleisen zurechtgebrochen. – ⁶ Balet stellt die Bereicherung der Szenerie bei seiner Beschreibung der Pila-tusscheibe fest. – ⁷ Johannes Schultheiss stammte aus Bietigheim. Die so wichtige Stelle ist auf Abb. 6 wieder-gegeben. – ⁸ Dr. Johannes Parsimonius (1525–1588), 1559 Hofprediger Herzog Christophs, 1569–1588 der zweite evangelische Abt von Hirsau. (Frdl. Mitteilung von Studienrat S. Greiner, Rotfelden.) – ⁹ G. E. Lessing: Zur Geschichte und Literatur, 2. Beitrag 1773. – ¹⁰ Bericht von P. Waizsäcker, Württ. Vierteljahresshefte 1900 S. 198. – ¹¹ Anonymus Hirsaugiensis, Handschrift 1631, Württ.

Landesbibliothek Cod. Hist. 44. – ¹² Dr. Heinrich Weikersreuter, 1. evangelischer Abt in Hirsau. – ¹³ K. Klai-ber, Das Kloster Hirsau, Tübingen 1886, S. 91, Anmer-kung. – ¹⁴ Die Bilder stellten dar: links: „Isebel bedroht Elias mit dem Tode“, rechts „Die Babylonier fordern Daniels Tod“. Siehe auch die Aufstellung nach Musper! – ¹⁵ Balet schreibt S. 30: „Hernach wurden sie nach Friedrichshafen verbracht, wo sie aber momentan auch nicht mehr sind. Vor vielen Jahren soll eine Aufräumung stattgefunden haben, bei welcher wohl die Fragmente mit noch anderen restaurierungsbedürftigen Glasgemälden einfach verschwunden sind.“ – ¹⁶ H. Wentzel, Schwäbische Glasmalereien aus dem Umkreis des „Hausbuchmeisters“, Pantheon 1966, S. 360–371.

Bildernachweis

1: Zeichnung M. Otto. – 2–4: Fotokopie der Universitäts-bibliothek Tübingen aus der Parsimoniushandschrift in der Herzog-August-Bibliothek zu Wolfenbüttel. – 5, 6: Fotokopie der Württ. Landesbibliothek Stuttgart aus der bei ihr aufbewahrten Handschrift des Anonymus Hirsau-giensis. – 7: Württ. Landesmuseum Stuttgart. – 8, 11, 12: Reproduktion aus Musper (Anm. 3), Foto M. Otto. – 9, 10: Foto M. Otto.

Kloster Maria Mödingen und seine Votivtafeln

Von Ottmar Engelhardt

Mit Aufnahmen des Verfassers

Abseits aller großen Straßen erhebt sich aus flachem, moorigem Wiesengrund nördlich der Städte Lauingen und Dillingen das Kloster Maria Mödingen aus der Donauebene. Die Klosteranlage verdient unser dop-peltes Interesse, denn die Kirche ist des großen Do-minikus Zimmermann erster Kirchenbau, und die ihr angebaute Margareta-Ebner-Kapelle birgt mit vielen alten Votivtafeln einen wertvollen volkskundlichen Schatz.

Unweit der württembergisch-bayrischen Grenze am Fuß der Ausläufer der Ostalb gelegen, ist der weit-räumige Klosterkomplex (Abb. 1) mit seinen Kunst-schätzen bei uns im Land nur wenig bekannt. Viel-leicht rührt dies von der verkehrsabgewandten Lage her – wer nicht motorisiert ist, muß von der Station Wittislingen der Härtsfeldbahn noch eine halbe Stunde Fußmarsch auf sich nehmen. Wer weiß denn schon, daß das Glanzstück des Klosters, die Kirche (Abb. 2), das Erstlingswerk von Dominikus Zimmermann ist, des Meisters von Steinhausen, Günzburg und der Wies?

Biegen wir von der am Kloster vorbeiführenden Land-straße in den von Obstanlagen flankierten Zufahrts-weg ein, so empfängt uns ein wehrhaftes Tor, das neben einem steinernen Brustbild des heiligen Do-minikus und dem Ordenswappen auch das Stifterwap-pen des Grafen Hartmann von Dillingen-Kyburg trägt. Wirtschaftsgebäude umgrenzen den Kloster-hof, in dem uns neben der Kirche mit ihrem Zwiebel-turm die Hauptfront des Klostergebäudes sowie ein moderner Schulbau auffallen. Seit 1843 betreuen Fran-ziskanerinnen hier ein Mädchenerziehungsinstitut.

Die Geschichte des Klosters zeigt dessen offizielle Stiftung als Dominikanerinnenkloster im Jahre 1246 durch den Grafen Hartmann IV. von Dillingen, doch gehen die Anfänge einer klösterlichen Niederlassung noch weiter zurück. Die Reformation fand in den Reihen der Nonnen keinen Eingang, obwohl der da-malige Landesfürst in seinen Gebieten den Prote-stantismus einführte.

Krisenzeiten blieben nicht aus, so während des Drei-ßigjährigen Krieges und des Spanischen Erbfolge-



1. Kirche und Klosterbau Maria Mödingen von Dominikus Zimmermann

krieges. Die Säkularisation sah 1802 Mödingen unter den ersten Opfern des Klostersturms, und erst 1843 konnte es wieder kirchlichem Dienst zugeführt werden, als die Dillinger Franziskanerinnen das Anwesen kauften.

Von der ursprünglichen Klosterkirche ist fast nichts mehr erhalten; sie wurde 1716 abgebrochen. Am 7. Oktober 1718 schon konnte Abt Amandus von Neresheim in einer neuen Kirche die Messe lesen. Zu gleicher Zeit wurden auch die Klostergebäude neu aufgeführt. Die Aufzeichnungen der Klosterchronistin nennen uns zwar nicht den Namen des Baumeisters, doch geben eine Chronik von Schussenried sowie das Tagebuch des Johann Heyser, seines Zeichens Kanzleisekretär im Kloster Neresheim, eindeutig Aufschluß darüber, daß Dominikus Zimmermann der Schöpfer dieser neuen Klosteranlage ist.

Der Baumeister, bisher nur als Stukkateur und Altarbauer tätig, zeigt hier bei seinem ersten Sakralbau bei aller Bezogenheit auf die Tradition schon seinen ganz persönlichen Hauch, seine schwebende Schwere-

losigkeit, die wir in Steinhausen, Günzburg und in der Wieskirche in vollkommener Weise bewundern. Zimmermanns Dekorationskunst zeigt in den Stukkaturen die Formen des frühen Rokoko. Auf grün-schimmerndem Grund rankt sich weißer, und auf weißem Grund zartgelber und rosaroter Stuck.

Leuchtende Farben verwandte Johann Baptist Zimmermann, der Bruder des Dominikus, zu den Fresken. Seine geschickte Hand dürfte auch – so nimmt man an – bei der Ausformung der Stuckzier beteiligt gewesen sein. Der Choraltar aus dem Jahr 1793 trägt auch den Klassizismus in den Kirchenraum hinein. Wahrscheinlich stammt er von der Hand des damaligen Neresheimer Baudirektors Thomas Scheithauf. Zwischen den bläulich marmorierten Altarsäulen finden wir eine bemerkenswerte spätgotische Madonna, deren Entstehungsort und Meister nicht sicher bestimmt sind; neuere Forschungen wollen sie einer Ulmer Werkstatt zuweisen. Die älteste Plastik der Kirche jedoch treffen wir in einer Sandsteinplatte, aus der überlebensgroß das Bild Christi im Grabe



2. Maria Mödingen: der mit reichem Schnitzwerk verzierte Frauenchor

herausgearbeitet wurde. Sie stammt aus der Zeit um 1300 und wurde in ihrem Wert erst vor einigen Jahrzehnten wieder voll erkannt; zuvor trug das Antlitz eine Maske aus Gips.

„Schwöster Clara, Francici Ordens Würdige Muetter Zue Güntzburg War also verlämbt, daß sie weder Gehen noch stehen kundte, und neben großen schmerzen, wohin sie nun wolte und mueste und auch hieher in diese Cappelen getragen werden, allwo sie nach Einer Heiligen Meess sich auff den grabstein BEATE MARGARETHAE legen ließe. Verrichtete darauff in starkem vertrauen und glauben Ihr andacht, und verspirte gleich würrkhliche und Augenscheinliche hilff,

dan siche, sie rührte die fies, stundte von selbstenn auff, khniete nider, und gienge, die vorhero krumpe, ohne hilff wider gerad von dem grab hinwekh.“

Dies ist einer der vielen Texte, die uns in Maria Mödingen von den Wänden der an die Klosterkirche angebauten Margareta-Ebner-Kapelle den Dank des Volkes, von hoch und niedrig, für erwiesene Heilungen, Rettung aus Gefahr und vielen anderen Nöten künden. Margarete Ebner, deren Fürbitte das Volk erfleht, war in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts als Dominikanerin im Kloster Mödingen. Sie zählte zu den großen Mystikerinnen ihres Jahrhunderts und brachte ihr Kloster in Fühlung mit den bedeutendsten



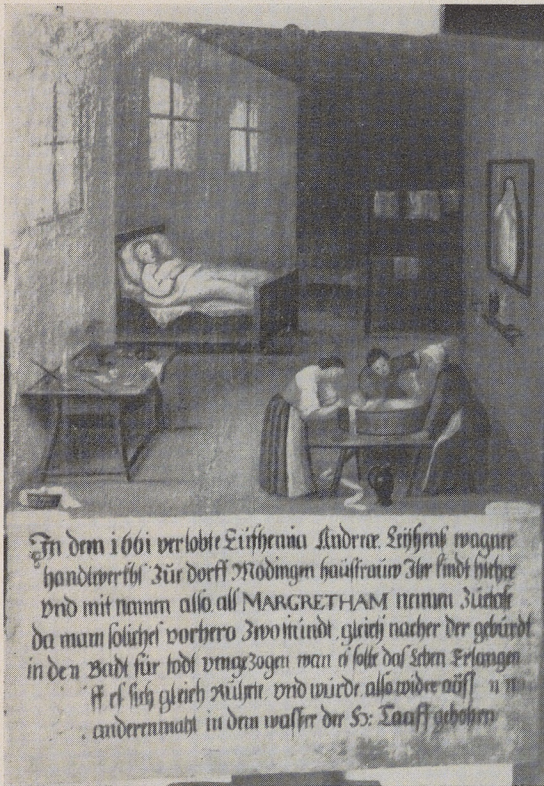
3. Maria Mödingen: Decke der Margarete-Ebner-Kapelle, Fresken „Visionen und Ekstasen der großen Mystikerin“ von V. F. Riegel

Vertretern der mittelalterlichen Mystik wie Johannes Tauler, Heinrich Suso und besonders Heinrich von Nördlingen. Schon bald nach ihrem Tod im Jahre 1351 setzte die Verehrung des Volkes ein, und im Altar der Kapelle werden heute noch ihr Alabasterkruzifix, das sogenannte Ebner-Kruzifix, und ein von ihr besonders verehrtes Christkind, eine holzgeschnittene handwerkliche Arbeit, aufbewahrt.

Der helle Kapellenraum beherbergt auch das Grab der Mystikerin, eine eindrucksvolle Grabplatte mit dem Bildnis der verehrten Klosterfrau, geschaffen kurz nach deren Tod. Die Kapelle in ihrer heutigen

Form stammt aus den Jahren 1735–55. Reizvolle Stukkaturen zauberte die Hand des wie Zimmermann auf alter Wessobrunner Tradition fußenden Anton Landtes in den Raum. Auch hier ist echtes, jubelndes Rokoko. Die Deckenfresken von Vitus Fel. Riegel nehmen Bezug auf die Visionen und Ekstasen im Leben der Margarete Ebner (Abb. 3). – Die Rückwand und eine Seitenwand der Kapelle aber werden ausgefüllt von zahlreichen Votivtafeln, die in Wort und Bild für das über den leiblichen Tod hinausgehende Wirken der Mystikerin Dank sagen.

„Herr Albrecht Leys ober vogt zue herren finning



4. Maria Mödingen: Votivtafel 1661

und anna sein ehewürthin betraueren Ihr töchterlein mariam Elisabetham sechs tag als einßen sterbenden; nach vorhero, in dem 1663ten Jahr langwiriger auß gestandener krankheit. Als sie aber soliches hierher zue der seeligen MARGARETHAM und dero MIRACULOS JESU bildtnuß mit einer heyiligen Meeß verlobten, hat es baldt sein erwinschte gesundheit erlangt und dessen zur Zeut diß bild hie her henkhen lassen.“

Votivtafeln sind Weihgaben, die vom frommen Volk dem jeweils verehrten Heiligen oder einer im Ruf der Heiligkeit verstorbenen Person dargebracht wurden – und werden. Andernorts findet man als Weihgaben auch andere Gegenstände: Krücken, wächserne Gliedmaßen, Nierensteine, Gewehrkgeln und ähnliche Dinge, die recht anschaulich und drastisch die erhaltene Hilfe demonstrieren.

Wallfahrtsorte, an denen solche Tafeln gespendet wurden, sind in unserem Land ohne Zahl. Manche haben heute ihre Bedeutung als Wallfahrt eingebüßt, wie Maria Buch bei Neresheim, das zur Stätte stiller

Einkehr wurde. Andere stehen noch in voller Blüte, wie der Schönenberg ob Ellwangen, der im Glauben des Volkes einen hervorragenden Platz einnimmt, und wo alljährlich Hunderte von Seiten eines Pilgerbuchs mit Bitten und Danksagungen von Menschen aller Stände und Nationen gefüllt werden.

Der besonderen Erwähnung bedarf hier vielleicht auch die im bayrischen Regierungsbezirk Schwaben gelegene Wallfahrtskirche zu Maria Steinbach an der Iller, die nach Ottobeuren feinste und reinste Barockkirche des Allgäus, wo selbst die Deckenfresken von den Wundertaten künden, die sich nach Anrufung Mariens zugetragen haben. Eine große Zahl von Votivtafeln beweist auch hier den Volksglauben, der sich in meist kindlich-naiven Darstellungen äußert.

Es ist bekannt, daß einst eine Fülle von solchen aus Holz, Pappe, Leinwand, ja Marmor gefertigten Tafeln verbrannt oder weggeworfen wurde, um Platz für neue zu schaffen. Zum Glück – vor allem für den Volkskundler – sind aber vielerorts noch ganz alte Stücke vorhanden. In unserem Beispiel von Maria Mödingen reichen sie zurück in die Zeit unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Krieg.

Da sehen wir auf einer Tafel aus dem Jahr 1661 die Wöchnerin in ihrem Bett, die einfache Schlafstube des Handwerkerhauses, geschäftige Weiber, die sich um das Neugeborene kümmern, den betenden Vater und – wie auf fast allen Votivtafeln – das Bildnis des angerufenen Heiligen, in unserem Fall der Margareta Ebnerin. Dabei steht dann in rührend einfacher Sprache der Dankestext dafür, daß das scheinbar totgeborene Kind, nachdem man es – so lautet die allgemeine Wendung – „hieher verlobte“, zum Leben erwachte (Abb. 4).

Oder wir sehen das Innere eines herrschaftlich anmutenden Hauses, in dem ein kleines Kind, das in einem hölzernen Laufgestell steckt, um damit gehen zu lernen, die Stufen hinabstürzt. Dabei die arme Mutter, die Hände flehend zum Bild der Ebnerin emporgereckt. Und dazu folgenden Text: „Frau Anna Maria Mantzen Vögtin zue Wittislingen, hate in dem Jahr 1659 Ein Halbjähriges Töchterlein Maria Cionia Namens, welches in einem lauffständerlin eingähnen, zwölffer Stafflen hoch, an eine nahe daran stosende wand abgefahren, alß nun das heil Ihres kindts, in anhörung des wehrenden getundels (Getöses), die gantz ersrökte Muetter „BEATAE MARGARETHAE hilf“ – inbrünstig angeruffen, hat sie soliches in werckh erfahren und daß Kindt one grössere verletzung auffgehoben.“

Manche dieser Tafeln mögen spontan als Dank für empfangene Wohltaten gespendet worden sein; die

meisten aber sind sicher in Erfüllung einer regelrechten Abmachung, die der schwache Mensch mit seinem erwählten Vertragspartner im Himmel getroffen hat, angefertigt worden. Irgendwie ist es rührend, wie der einfache Mensch seinen Heiligen in einem ganz persönlichen Verhältnis gegenübertritt. Zwar schon mit dem gebührenden Respekt, aber doch ganz unter dem Aspekt eines geschlossenen Vertrags unter achtbaren Partnern.

Wir haben auch recht drastische Beispiele dafür, wenn der Angerufene im Himmel vertragsbrüchig wurde, daß man ihm dies recht übelnahm. So, wenn der Betreffende die Mäuseplage nicht abstellte oder gar der Herr im Himmel das Wetter nicht entsprechend werden ließ, obwohl man ihm doch vertraglich dies und jenes angelobt hatte. So heißen die Kleinkuchener auf dem Härtsfeld heute noch die „Herrgottspantscher“, weil ihre Weiber einmal den lieben Gott am Kruzifix mit Ruten schlugen, weil er den Regen nicht abstellte.

Ex voto – steht auf den meisten der Tafeln, das heißt: „einem Gelübde zufolge“, und dies beweist das eben genannte Wort von der Abmachung, an die sich der Stifter gehalten hat, nachdem ihm seine Bitte erfüllt wurde. Bei den meisten alten Tafeln ist neben dem entsprechenden Bild noch der ganze Hergang des Falles erzählt. Da ist das unter dem Wagenrad liegende Kind, dort das Neugeborene, das keine Nahrung zu sich nehmen will, der Sturz aus dem Fenster, die kranke Mutter – eine lange Liste der verschiedensten Unfälle, Leiden und Nöte. Die Sprache der Tafeln liest sich für uns heute nicht selten erheiternd: je weiter wir zurückgehen, desto ausführlicher sind die Inschriften, aber auch desto verschlungener. Die bildliche Darstellung verrät auf vielen Tafeln denselben bescheiden handwerklich arbeitenden „Votivtäfel-maler“, dann aber auch wieder ganz eindeutig die Hand des Stifters selbst, oft drastisch primitiv, dafür um so echter wirkend.

Da sehen wir eine Bäuerin abgebildet, ihr gegenüber eine stattliche Kuh und über allem thronend die Margareta Ebner mit ihrem Kruzifix und dem Christkind. Dazu die Aufschrift: „Durch Die Fir Bidt der Selige Muetter Margaretha Ist Mir Daß Fiech Geschenkt Worden. Ex voto 1796“ (Abb. 5).

Wieweit sich nun solch eine Abmachung zwischen dem Stifter und den Heiligen im Himmel mit der strengen Theologie verträgt, soll und kann hier nicht untersucht werden. Aber wir wollen doch annehmen, daß der liebe Gott und die Heiligen im Himmel voll Nachsicht und Güte lächeln, wenn ein naiver Mensch in seiner Einfalt glaubt, mit seinem Gelübde ein recht



5. Maria Mödingen: Votivtafel 1796

irdisch anmutendes Geschäft tätigen zu können. – Hilfst du mir, dann kriegst du von mir auch ein Täfele mit einem schönen Bild!

Letztlich ist es der feste Glaube des Volkes, der hinter allem steht: „Wenn Gott will, no greanet dr Besastiel!“

Für den Volkskundler bedeuten die Votivtafeln wertvolle kulturgeschichtliche Dokumente. Zeigen sie ihm doch in oft sehr anschaulicher Darstellung, wie man im Volk einst wohnte, mit welchem Handwerkszeug man arbeitete, welche Kleidung man trug.

Da ist die Frau aus dem Jahr 1664, angetan mit dem fußlangen, schwarzen Sonntagskleid, weißer Halskrause und heller Schürze. Und da die Bäuerin mit dem langen, grauen Rock und der blauen Schürze, der schwarzen, bestickten Bluse und der braunen Wollweste darüber und auf dem Kopf die braune Haube. – Reichere Kleidung trägt der Herr Vogt von Finningen mit seinen hellen Kniestrümpfen, der dunklen Kniehose, dem dreiviertellangen Rock und dem wallenden Haupthaar. Auch seine Wohnung ist besser ausgestattet als die einfache bäuerliche Wöchne-

rinnenstube oder die Schusterwerkstatt von Eglingen aus dem Jahr 1660 mit dem dreibeinigen Schusterstuhl und dem damals gebräuchlichen Handwerkszeug.

Manch ein Besucher irgendeiner mit solchen Votivtafeln ausgestatteten Kapelle mag diese Erscheinung schon achselzuckend mit dem Wort „Kitsch“ abgetan haben. Doch die Frage nach Kunst oder Kitsch stellt sich uns in diesem Zusammenhang nicht. Die Votivtafel erhebt keinen Anspruch darauf, als Kunstwerk beachtet zu werden. Ihre Wurzeln liegen, wie wir gesehen haben, ganz woanders.

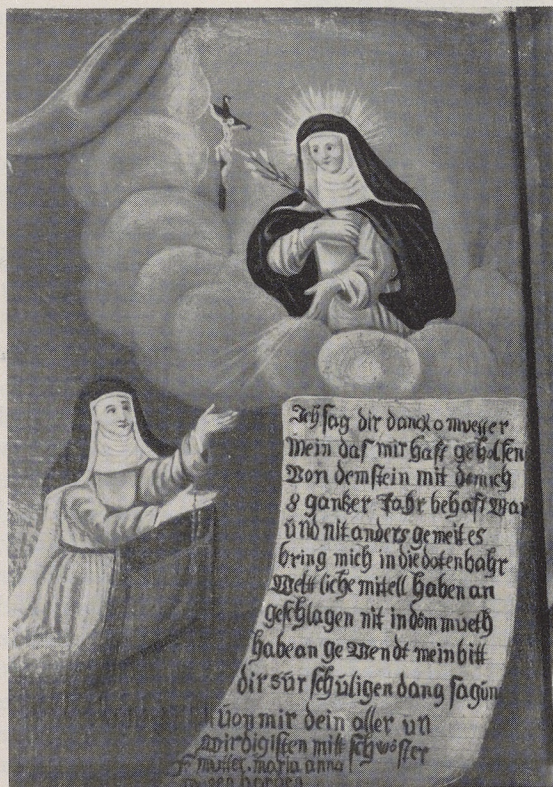
Stellen wir uns diesen Täfelchen also unvoreingenommen gegenüber. Mögen sie auch nur von einer rührenden Einfalt zeugen, sie erlauben doch einen Blick in das Herz des Volkes. Daß der Brauch des Stiftens einer Votivtafel heutzutage fast ausgestorben ist, dürfte nicht nur dem Einfluß unserer aufgeklärten Zeit zuzuschreiben sein. Viel mehr möchten wir dies dem heute üblich gewordenen Kiosk vor der Kirchentür ankreiden, der es mit seinem Angebot an Bildchen

und Anhängern und was es da alles so gibt, leichter macht, dem lieben Gott etwas zu spenden – leichter und billiger zwar. Hier ist das Wort vom Kitsch eher am Platze!

Um so mehr gilt es daher, das Überkommene zu bewahren. Was an den alten Gnadenorten noch vorhanden ist, darf nicht mehr in den Ofen oder auf den Schuttplatz wandern, wollen wir unsere Welt nicht wieder um ein Stück Heimat ärmer machen, um ein Stück echten Volkstums, das auch des poetischen Hintergrunds nicht entbehrt:

„Ich sag dir danck o muetter mein
das mir hast geholffen von dem stein
mit dem ich 8 gantzer Jahr behaft war
und nit anders gemeit es bring mich in die doten bahr
Weltliche mitell haben an geschlagen nit
in döm mueth habe angewendt mein bitt –
dir zur schuldigen dang sagung von mir dein
aller unwirdigsten mittschwöster mutter maria anna.

Ex voto 1744“ (Abb. 6).



6. Maria Mödingen: Votivtafel 1744

Eine „Königsorgel“ kommt nach Stuttgart

Von Gotthilf Kleemann

Die für Deutschland schicksalhaften Jahre der napoleonischen Kriegsära führten für das Herzogtum Württemberg politisch äußerst bewegte und wirtschaftlich krisenvolle Zeiten herauf. Sie waren mit tiefgreifenden Veränderungen des Staatsgebiets verbunden, die für jeden Untertanen schon äußerlich am Emporsteigen des Herrscherhauses vom Herzogsrang über die Kurfürstenwürde (1803–1805) zur Königswürde (ab 1. 1. 1806) erkennbar waren. Sie zeigten sich nicht weniger deutlich an dem für damals unerhörten Gebietszuwachs des Landes auf Grund des Friedens von Lunéville am 9. 2. 1801 sowie nach dem sogenannten Reichsdeputationshauptschluß am 25. 2. 1803. Unter den zum Ersatz für verlorenen württembergischen Besitz links des Rheins eingehandelten Gebieten befanden sich außer 9 Reichsstädten auch mehrere geistliche Besitztümer, darunter die Benediktiner-Reichsabtei Zwiefalten. Ihre prachtvolle Kirche ist immer noch eines der vielbesuchten Kleinode des oberschwäbischen Barock.

In dieser Kirche standen damals zwei Orgeln, deren jede nicht nur nach ihrem kunstvollen Gehäuse, sondern auch nach ihrem instrumentalen Werk zu den Spitzenschöpfungen der Orgelbaukunst des 18. Jhs. zählten. Im Chor stand die von dem genialen Joseph Gabler erbaute „Chororgel“, im Kirchenschiff jene von Joseph Martin aus Hayingen unter Gablers Einfluß geschaffene „Hauptorgel“. Letztere war in zwei prunkvollen, je dreiteiligen Gehäusen untergebracht und galt schon nach ihrem äußeren Eindruck als eine der imposantesten Orgeln im neuentstandenen Königreich. In keinem Gotteshaus Altwürttembergs war auch nur annähernd ein solch überwältigendes Opus anzutreffen.

König Friedrich, betont autokratisch regierend, ließ es sich angelegen sein, das Ansehen seiner Residenz aufzuwerten und ihr durch verschiedene Maßnahmen ein königliches Siegel aufzudrücken. Bei diesem Gestaltungsprogramm war auch die Ausstattung der ersten Stuttgarter Pfarrkirche, der Stiftskirche, mit eingeschlossen. Anstelle der altersschwachen Orgel von 1668/69 mit 15 Registern¹ sollte eine Prachtorgel kommen, welche die bisherige an äußerer Schönheit und Klangfülle weit übertreffen sollte; an zentraler Stelle neu aufgerichtet, sollte sie den Glanz des musischen Lebens in der Landeshauptstadt erhöhen. Der König wählte hierzu die erwähnte Hauptorgel der 1801 ihm zugefallenen Abteikirche Zwiefalten. Erstmals hört man davon durch ein Dekret vom 30. 10. 1807; darin heißt es, daß Seine Kgl. Majestät jene Orgel der Stuttgarter Stiftskirche „zu schenken geruht habe. Abbrechung, Transportierung etc. derselben ist dem Musikdirektor Justin Heinrich Knecht² (aus Biber-

ach) zu übertragen und die Kosten auf die kgl. Hof- und Domänenkasse zu übernehmen“.

In weiten Kreisen hielt man dieses großzügige fürstliche Geschenk aus einer Klosterkirche für einen frivolen Raub. Wenn man aber erfährt, in welchem vernachlässigtem Zustand das Instrument sich befand, das die Eigentümer bei den damaligen finanzschwachen Umständen nicht vor dem Ruin hätten bewahren können, muß das Urteil doch anders ausfallen. In Wirklichkeit wurde durch die Orgelüberführung ein bedeutendes Kunstwerk gerettet, das an zugänglicherer Stätte über ein Jahrhundert lang einer unabsehbar großen Zuhörerschaft vollendeten Kunstgenuß vermitteln konnte. Der Klosterkastellan und der Pfarrherr zu Mörsingen bestätigten durch ihre Unterschrift am 24. 11. 1807, „daß vormals der Musikdirektor des ehem. Konvents die Orgel immer selbst gespielt habe, diese seit 10 bis 12 Jahren sehr viele Mängel und Schäden gehabt habe, wegen vieler verdorbener und ruinierter Pfeifen nicht mehr (in vollem Umfang) gebraucht werden könnte und (der Organist) nur die Register benutzte, die vollständig waren. Das Verderben mag daher rühren, daß das Orgelbauwesen bei den unruhigen Kriegszeiten, ehe dasselbe ganz beendet war, eingestellt werden mußte und nach Beendigung des Kriegs, als Kloster Zwiefalten zu der Krone Württemberg gekommen, nichts mehr an dem Werk gemacht wurde“. Beide Zeugen setzten J. H. Knecht noch davon in Kenntnis, daß die Orgel „nicht nur wegen Nichtgebrauch, sondern auch durch den freien Zutritt, den jedermann zum Innern von Kirche und Orgel hatte, sehr vergangen und ruiniert war“. Musikdirektor Knecht berichtete nach Besichtigung und Spielprobe: „Die Claviaturen gingen darin hart und ungleich, die Registerzüge und Registerwerke waren verschwollen, viele zinnerne Pfeifen teils zerknickt, teils 204 derselben, groß und klein, daraus entwendet worden, das Pedal war beinahe ganz abgeschlagen, das Eisenwerk verrostet, die Windladen stachen durch, das will sagen, der Wind schlich auch bei eingesteckten Registern, was nicht sein soll, das Leder an den Blasbälgen war ziemlich mürbe, auch waren zwei Zungenwerke noch unvollendet und dgl. mehr.“

Justin H. Knecht, wegen dieser verantwortungsvollen Aufgabe zum „Hofmusikdirektor“ ernannt, war im November 1807 mit einem von Hofbaumeister Nikolaus Thouret³ empfohlenen Architekten nach Zwiefalten gereist. Der Architekt „war um die Maße der Orgel besorgt und fertigte einen Grundriß“ für die spätere Wiederaufstellung in Stuttgart. Am 30. 11. wurde mit dem Abbruch begonnen, er „endigte am 28. Dezember mit Einschluß des Sortierens, Anzeichnens, Protokollierens,

Einpackens und Aufladens auf 26 vierspännige, wohlfeil verakkordierte Wagen, welche der Himmel mit guter Witterung und Bahn begünstigte. Um dieses Geschäft zu beschleunigen, waren 4 sehr geschickte und tätige Meister und ebensoviele Gesellen nebst 2 Handlangern nötig. Außer diesen zeigte sich bei Aufrichtung eines Gerüsts und Abhebung des Orgelkastens und der 40 Fuß (11,45 m) hoch stehenden, 3 bis 4 Zentner schweren Gessimse der Maurermeister in Zwiefalten samt dessen Gesellen sehr mitwirksam und unerschrocken, indem Lebensgefahr damit verknüpft war“.

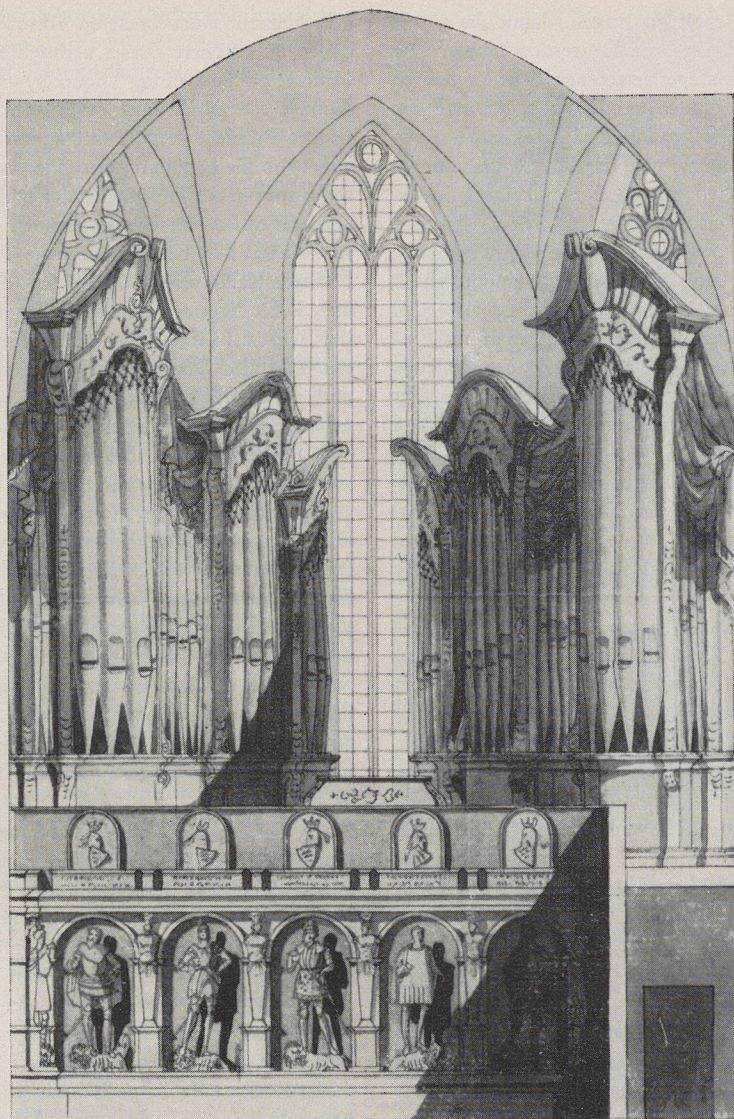
Über das monumentale Instrument machte J. H. Knecht folgende Angaben: „Die Orgel selbst, welche ihres verdorbenen Zustands unerachtet, doch noch einen inneren Wert von 30 000 Gulden hat, enthält 4 Claviere mit 51 Tasten nebst einem Pedal von nur 15 Tasten, welche noch mit 10 vermehrt werden müssen, 64 klingende Register nebst 4 Copplungszügen, 6372 in Kammerton gestimmte Pfeifen nebst 8 Blasbälgen, die in zwei Nebengehäusen befindlich waren, wovon jeder 12 Schuh lang und 5 Schuh 3 Zoll breit ist. Bei aller ihrer Verdorbenheit aber machte sie, als ich sie spielte, insoweit sie noch spielbar war, doch einen imponierenden Effekt: daher ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß sie, wenn sie einmal durchaus verbessert und nach dem neuen Orgelbausystem disponiert, auch mit den 2 obenerwähnten, unvollendet gebliebenen, aber nach einer bessern Mechanik hergestellten Zungenwerken ergänzt sein wird, eine noch so starke und schöne Wirkung hervorbringen und alsdann mit vollem Recht den Namen einer Königs-Organ verdienen werde.“ Die geschilderten Mängel erforderten vor Wiederaufstellung „eine durchgängige, mit unvorhergesehenen großen Kosten verbundene Reparatur, welche gleich jetzt während diesem Winter (1807/08) in der sehr geräumigen und nun mit einem Ofen versehenen Vorsakristei der Stiftskirche durch die nämlichen Orgelbauer und ihre Gesellen, welche sie abgebrochen haben und daher ihren Mechanismus kennen, vorgenommen werden müßte, damit ihre Aufstellung in keine kalte, feuchte, sondern warme Frühlings- und Sommerzeit falle und so bald als möglich bewerkstelligt werde, um nicht durch Herumliegen ihrer Teile im Chor und Schiff der Stiftskirche noch mehr dem Verderben ausgesetzt zu sein“.

Schon Mitte März waren die seit dem 2. Januar 1708 laufenden Vorbereitungen so weit gediehen, daß „das Aufsetzen“ in Angriff genommen werden konnte. Unter dessen hatte man aber schon erkannt, daß der vorgesehene Betrag bei weitem nicht ausreiche. Deshalb „befahl Königl. Majestät“, den bisherigen Aufwand durch die Finanzbehörde genau zu untersuchen und „künftig die möglichst größte Oeconomie zu beobachten“. Trotz Ausnützung aller Sparmöglichkeiten beliefen sich die anfänglich geschätzten Kosten von 4 000 Gld. auf ein Mehrfaches. Nach Abzug der von den königl. Kassen und der Stadtkasse übernommenen Beträge von 9 491 Gld. entstanden noch Kosten von 6 230 Gld., zu-

sammen also noch 15 721 Gld. Nach einer Zwischenaufstellung von 1809 entstanden zusätzliche Ausgaben für Verpackungsmaterial, für Leder zu Blasbälgen und weitere Materialeinkäufe, für Inanspruchnahme von Werkmeister, Schlosser und Nagelschmied; wegen Orgeltransport waren dem Torwart 37 Krz. an „Pflastergeld“ zu geben, ebenso hatte Stiftsorganist Bofinger⁴ für mehrmalige Orgelproben eine Vergütung zu erwarten usw.

Zur Überschreitung des Kostenvoranschlags trat überraschend noch eine andere Unannehmlichkeit: die Platzverhältnisse in der Stiftskirche zeigten sich sehr ungünstig im Vergleich zur Klosterkirche. Zur Lösung dieser mißlichen Situation zog man Hofbaumeister N. Thouret hinzu. J. H. Knecht umriß den entstandenen Fragenkomplex folgendermaßen: „Nach den Regeln der Akustik sollte dieses Orgelwerk, das zu den größten in ganz Europa gerechnet werden muß, in der Halle, wo der Stadtmagistrat seinen Stand hat, aufgestellt werden, damit der Schall sich durch das Schiff in den Chor fortpflanzen und von da wieder zurückprallen könne. Da aber dieser Platz hierzu zu niedrig, zu schmal und nicht tief genug ist, so findet sich hierzu kein anderer als der Chor, welchen diese Orgel sehr ausfüllen wird ... Dazu ist aber unumgänglich nötig, daß mit der alten Stiftsorgel auch das Gewölbe, worauf sie ruht, ganz aufgehoben werde. Da aber dieses große Werk mit seinen 2 Flügeln, in die es geteilt ist, in Zwiefalten eine Ausdehnung von 53 ½ Schuh (15,32 m) hatte und die größte Breite des Stiftskirchenchors nur 36 Schuh und etwas darüber beträgt (ca. 10,5 m), so muß das Gehäuse um 17 ½ Schuh näher zusammengedrückt werden, was in Betracht der Windladen und der außerordentlich starken Schweifungen des Unterkastens manchen Schwierigkeiten unterworfen sein wird, wenn der Bau eines ganz neuen, dem antiken Geschmack der Stiftskirche angemessenen Orgelkastens vermieden werden soll ... Durch diese Verengung des Orgelkastens wird aber die Orgel an Kraft des Windes verlieren.“ Über die erforderlichen baulichen Veränderungen setzte sich Knecht mit Thouret „in Kommunikation“, der ein Gutachten „in architektonischer Hinsicht verfertigen“ soll. Knecht schließt seine Ausführungen: „Ich versichere, daß ich ebenso bei schon ziemlich weit vorangeschrittener Reparatur und Wiederaufsetzung der Orgel, wie bei Abbruch und Transport derselben, die strengste Aufsicht und Sorgfalt, ohne welche dieses große Geschäft schlecht gedeihen und nach Gewohnheit der meisten Orgelbauer nur in die Länge gezogen würde, unermüdet beobachten und dessen baldmögliche Beendigung zur allgemeinen Befriedigung betreiben werde, indem meine ganze Ehre dabei compromittirt ist.“

Als endlich nach gewissenhaften Vorbereitungen und erforderlichen Reparaturen die Aufstellung der Orgel beginnen sollte, war die endgültige Entscheidung über den Standort noch nicht gefallen. Thouret, der sich nach allen Seiten zu sichern suchte, wandte sich an den hier nicht beteiligten Orgelmacher Johann Eberhard Walcker⁵



Die Orgel der Stuttgarter Stiftskirche. Zeichnung von Thouret um 1810
Aufnahme Hauptstaatsarchiv Stuttgart

in Cannstatt (1756–1843), den Begründer der bekannten württembergischen Orgelbauerdynastie in Ludwigsburg. Der Hofbaumeister nahm mit Walcker eine Besichtigung vor, der die Orgel gerne gegenüber dem Chor über dem Hauptportal aufgestellt hätte; doch wären durch Orgelumbau, bauliche Änderungen im Kircheninnern und „ein sehr verändertes Gehäuse die ohnehin zu hoch gestiegenen Kosten noch höher getrieben“. Walcker gab am 16. 4. 1808 sein Gutachten ab; neun Tage vorher hatte sich Knecht zu dem nur unbefriedigend zu lösenden Problem geäußert und dabei die Orgel mit jenen in Weingarten, Ottobeuren, St. Blasien und Schöntal verglichen. Zuletzt holte man noch die Ansicht der 3 tätigen Orgel-

macher (J. J. Pfeiffer, Stuttgart, G. L. Koch, Oberboihingen, und Knecht, Tübingen)⁶ ein. Diese „können nach bestem Wissen und Gewissen nicht für eine Versetzung in die Halle stimmen“, denn dann würde dieses große königliche Geschenk durch nicht zu umgehende Veränderung und Verkleinerung „mit ungeheuren Kosten verstümpelt, hinter Säulen und Gewölbe versteckt, verunstaltet und mangel- und tadelhaft werden“, nur der Chor eigne sich.

König Friedrich, der Schenker des Kolossal-Instruments, wurde ungeduldig, er hatte kein Verständnis für die vielerlei Bedenken der Sachverständigen. Im Juni 1808 beauftragte er Minister Graf v. Mandelsloh, Sorge für

Beschleunigung der Arbeit zu tragen, damit die Orgel noch vor Winteranfang gebraucht werden könne. Der König, der über die zutage getretenen Schwierigkeiten unterrichtet wurde, stimmte hernach wohl zu, daß die Aufstellung im Chor erfolgen könne, aber es dürfe nichts abgebrochen, viel weniger einige der Fürstenmonumente versetzt werden. Doch damit kam man keinen Schritt weiter. Ende Oktober erfährt man, daß seit 3 Monaten die 3 Orgelbauer mit 5 Gesellen und einigen Zimmerleuten am Werk sind, aber es würde noch mindestens 3 bis 4 Monate dauern, bis die Arbeit beendet werden könne. Es sei auch zu berücksichtigen, daß man im Winter wegen Kälte und kurzer Tage eine Pause einlegen müsse; die alte Orgel bleibe vorläufig noch stehen, der Gottesdienst könne noch ungehindert weitergehen. Am 11. November stimmte das Ministerium für geistliche Angelegenheiten einer Arbeitsunterbrechung zu, Musikdirektor Knecht wurde um diese Zeit nach Biberach entlassen. Die immer noch ergebnislose Suche nach dem „schicklichsten Platz bei möglichster Beschränkung der Kosten“ stoppte bei beginnendem Frühjahr noch die Arbeit. Um Kosten zu sparen, verzichtete man auf eine nochmalige Berufung Knechts; der König verlangte zu untersuchen, ob der Hoforgelmacher Pfeiffer „die erforderlichen Kenntnisse habe, um die Vollendung dieses Orgelbaues ausschließlich zu besorgen“. Zu dieser Frage hatten Stiftsmusikdirektor Abeille⁷ und Stiftsorganist Bofinger Stellung zu nehmen. Beide bejahten die Frage, fügten allerdings hinzu, „daß wenn wider Vermuten ein schwieriger Fall eintreten würde, Orgelmacher Walcker in Cannstatt, der geschickteste im (König-)Reiche, mit geringeren Kosten plötzlich zu Rate gezogen werden könne, so daß die Einberufung Musikdirektor Knechts nicht nötig sein dürfte“.

Bofinger fügte außerdem hinzu: „Pfeiffer ist seit vielen Jahren bestrebt, mit echtem Kunstsinne den Windgefäßen und den mechanischen Teilen des Registerwerks je nach Umständen zweckmäßige Leitungen zu geben. Pfeiffer und Walcker haben alle ihre Werke, die sie zu ihrem Ruhme aufstellten, ohne irgend einen Musikdirektor ausgeführt. Musikdirektor Knecht hat den Meistern auch bei dem hier angefangenen Werk nie eine Anleitung gegeben.“ Pfeiffer nahm die Berufung an; mit 6 Gesellen will er das Werk zu Ende bringen und hofft, 1000 Gld. einsparen zu können. Ab 9. 5. 1808 übernahm Pfeiffer die Leitung, hatte aber – wie vorgeschlagen – „in Anstandsfällen“ Walcker beizuziehen. Einige Wochen später beginnt man, „das Gewölbe, worauf die alte Orgel gestanden“, abzubringen. Die Arbeit ging nur schrittweise voran; hierüber ist zu hören: „Gegenwärtig wird an den Registerzügen gearbeitet, in 4 Wochen können die Pfeifen gestimmt werden; auf Bartholomäi (24. 8.) oder längstens Michaeli (29. 9.) können von 4 Klaviaturen eine, wo nicht zwei zu gebrauchen sein ... Das Gewölbe ist noch nicht abgebrochen und der neu aufzubauende Spitzbogen (am Choreingang) noch nicht begonnen.“ Wenn auch sehr ungern, mußte man sich nämlich dazu

entschließen, einer besseren Akustik wegen den Chorbogen zu erhöhen. Dieses architektonische Vorhaben erforderte die Beiziehung Thourets; man rechnete mit einer Bauzeit von mindestens 3 Monaten. Damit war ein statisches Problem angeschnitten worden: man war nicht sicher, ob die Erhöhung des Chorbogens sich nicht nachteilig auf die Standfestigkeit der umgebenden Mauer Teile oder gar auf die des anschließenden „Kleinen“, den zweiten Turm der Kirche auswirke⁸. Nach Aussage des Prälaten Keller am 3. 7. 1809 geht der Gottesdienst trotz aller Behinderungen durch den Orgelbau weiter, wochentags wird der Gottesdienst in der Stiftssakristei abgehalten. Die alte Orgel habe man Ende Juni abgebrochen und zur Aufbewahrung in den Kreuzgang des Spitalgebäudes (einst neben der Hospitalkirche) verbracht. Am 22. 7. endlich konnte der Prälat melden, daß die Orgel „so weit instandgesetzt ist, daß sie zu einer sanften Begleitung des Gesangs morgen gebraucht werden kann. Dies wird viele Zuhörer herbeiführen, deshalb man zur Ersammlung eines freiwilligen Beitrags zum Besten des Orgelbaus vor den Türen Becken aufstellen soll“. Um diese Zeit „wird auch die Niederreißung der kleinen steinernen Galerie, welche entbehrlich, ebenso die Hinwegnahmen der verderbten Statuen und anderer dergleichen Zieraten an der Orgel genehmigt“. Außerdem „genehmigte der König, das in Zwiefalten befindliche eiserne Gitter der ehem. Orgeltribüne nach Stuttgart versetzen zu dürfen“.

Nach den beifällig aufgenommenen Fortschritten des Jahres 1809 wurde höchstwahrscheinlich wieder eine Winterpause eingelegt. Hoforgelmacher Pfeiffer sah dem Fortgang der Arbeit mit einiger Sorge entgegen, denn es fehlte wieder einmal an Geld. Schon im März 1809 zeigte sich eine nicht mehr zu verbergende Unzufriedenheit bei den 3 Orgelmachern, die auch den Arbeitseifer beeinträchtigte. Damals sahen sie sich gezwungen, um Bezahlung ihrer Arbeit zu bitten, denn sie waren „durch Verdienst-Rückstände in großes Gedränge versetzt“. Auch jetzt schien es nicht rosig um die Finanzierung des Unternehmens zu stehen, das den Beteiligten fast über den Kopf gewachsen war. Vor Wiederaufnahme der Arbeit bat Pfeiffer um einen „Vorschuß“; seine Bitte wurde jedoch überhört. Im Februar folgten noch weitere Vorstöße in dieser Richtung. Das Stadtoberamt und der Stadtmagistrat berichten dazu: „Die Orgelmacher und übrige Handwerksleute, welche wegen des Orgelbauwesens in der Stiftskirche Forderungen zu machen haben, gehen uns täglich um Bezahlung an, die Beförderung des Geschäfts macht es auch notwendig“; die Orgelmacher „seien außerstande, ohne erhaltende Abschlagszahlungen ihre Arbeit fortzusetzen“.

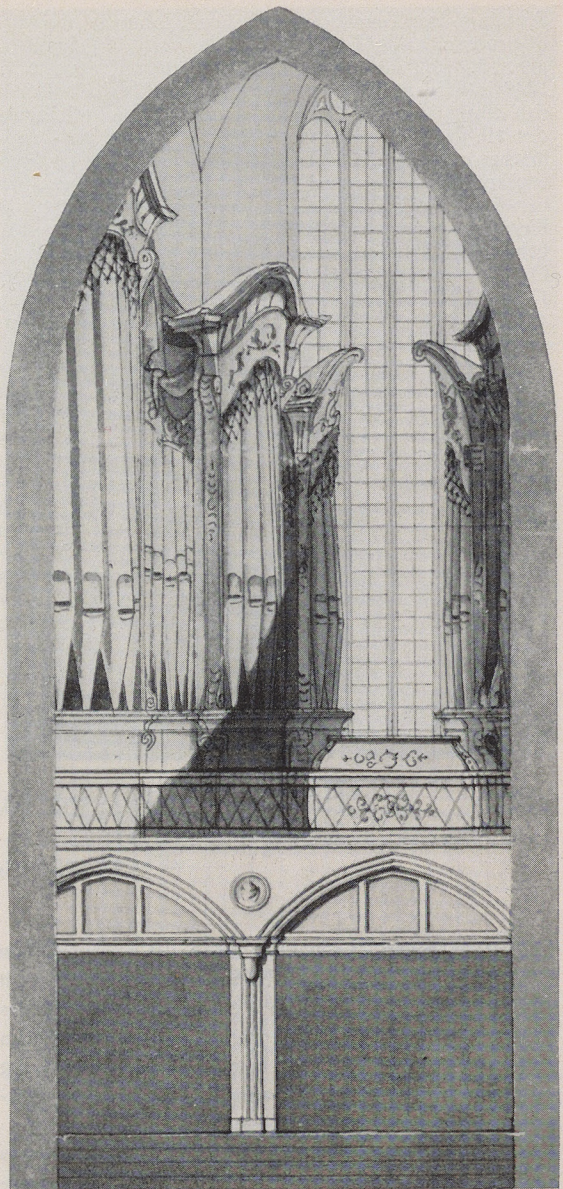
Unter dem chronischen Geldmangel jener Jahre hatte auch Musikdirektor Knecht bzw. seine Erben zu leiden. 1808 kehrte er nach Biberach zurück, wo er 1817 starb. Es scheint, daß er zu seinen Lebzeiten nicht in den Besitz seines ganzen Verdienstes für seine monatelangen Bemühungen kam. Im März 1818 hielten es Knechts Erben

für angebracht, um Bezahlung der Rückstände einzukommen. Der Verstorbene erhielt zwar für seine Tätigkeit in Stuttgart den Titel „Hofmusikdirektor“, aber es standen bis dahin noch 360 Gulden für 41 Arbeitstage in Zwiefalten aus, ebenso Rückstände aus seinem Stuttgarter Aufenthalt bis 15. 11. 1809.

Im Jahr 1810 scheint nach manch unerfreulicher Unterbrechung die Aufstellung der Orgel zum Abschluß gekommen zu sein. Bedauerlicherweise fehlen die Akten, die über die Endphase hätten unterrichten können. Man erfährt nur noch, daß Pfeiffer am 24. April mit 3 Gesellen die Arbeit wieder aufnahm und nochmals dringend um Vorschuß nachsuchte. Im Zusammenhang damit „haben Seine Majestät die schleunige Vollendung des Bauwesens“ verlangt.

Aus untertänigem Respekt vor dem königlichen Geschenk wagte niemand, dem Souverän eine Verkleinerung der Riesenorgel als beste Lösung vorzuschlagen, um sie auf den akustisch günstigsten Platz stellen zu können. Um 1870 nahm Stiftsorganist Konrad Kocher⁹ ausführlich Stellung zur nachfolgenden Orgelversetzung im Jahre 1837/45. Diese geschah gemäß eines Vertrags vom 8. 5. 1837 unter Leitung Eberhard Friedrich Walckers in Ludwigsburg unter Mithilfe seines Schwagers, Orgelbauer Weigle. Das Orgelwerk wurde vollständig umgearbeitet, erhielt 2 Pedale, aber nur noch 4236 Pfeifen, wurde vom Platz im Chor entfernt und auf der Sing-Empore im Westen unter dem großen Turm mit einem Kostenaufwand von 5269 Gulden aufgestellt. Kocher bemerkt hierzu: Die Orgel aus Zwiefalten, zuerst im Chor aufgestellt, wurde dort in ihrer Wirkung äußerst beeinträchtigt, „so daß der Totaleindruck des bedeutenden Werkes weder schön noch großartig erschien“. Um der Orgel im Chor Raum zu verschaffen, mußten die fürstlichen Standbilder teilweise bedeckt werden, auch ein Denkmal von 1524 mußte weichen und die steinerne Empore zwischen Chor und Schiff entfernt werden. Wer die Stiftskirche in ihrer jetzigen schönen inneren Einrichtung sieht, kann sich wohl schwerlich einen Begriff davon machen, wie es vor 1837 in derselben aussah. Der herrliche Chor war durch die Orgel verunstaltet und unter derselben war ein finsternes Gestühl, gerade recht für unartige Knaben, während des Gottesdienstes ihr Unwesen zu treiben. Stiftsorganist Kocher war es, der sich mit aller Kraft dafür einsetzte, der Orgel einen günstigeren Standort zu geben; er wurde für seine erfolgreichen Bemühungen zum „Musikdirektor und Orgelbaurevidenten“ berufen. Das vielgerühmte Orgelwerk besaß (ab 1845) 70 Register, die im Laufe des 19. Jhs. um 10 erweitert wurden. Das Instrument, das im 2. Weltkrieg mindestens noch 31 Register¹⁰ der ursprünglichen Klosterorgel besaß, fiel einem Luftangriff in der Nacht zum 26. 7. 1944 zum Opfer. Damit war die letzte Orgel, die noch 2 Pedalklaviere besaß, untergegangen.

(Quelle: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, E 202, Büschel 1884)



Blick durch den vergrößerten Chorbogen auf die Orgel der Stiftskirche. Zeichnung von Thouret.

Aufnahme Hauptstaatsarchiv Stuttgart

Anmerkungen

¹ Die Orgel von 1668/69 fertigte Joh. Georg Ehemann unter Mithilfe seines Schwiegersohnes Joh. Jakob Fesenbeckh aus Gochsheim. Ehemann arbeitete zuerst in Ulm und wurde 1650 Hoforgelmacher in Stuttgart. – ² Knecht, Justin Heinrich, 1752–1817, Organist, Dirigent und Komponist in seiner Vaterstadt Biberach a. d. Riß; zwischen durch Hofkapellmeister in Stuttgart. – ³ Thouret, Nikolaus Friedrich, Maler und Baumeister, geb. 2. 6. 1767 in Ludwigsburg, gest. 17. 1. 1845 in Stuttgart. Seit 1800 württ. Hofbaumeister. – ⁴ Bofinger, Joh. Gottlieb, geb. 22. 5. 1752 in Stuttgart-Feuerbach, gest. 28. 11. 1818 in

Stuttgart; war Tenorist (wohl bei der Hofmusik), ab 1801 Stiftsorganist. – ⁵ Walcker, Joh. Eberhard, Orgelmacher, geb. 15. 4. 1756 in Stuttgart-Bad Cannstatt, gest. 17. 7. 1843 in Ludwigsburg bei seinem Sohn Eberhard Friedrich, einem „der genialsten und produktivsten Orgelbauer des 19. Jhs.“ – ⁶ Pfeiffer, Joh. Jakob, lebte als Orgelmacher in Stuttgart, erhielt 1795 den Charakter als Hoforgelmacher, baute auch „kleine Fortepiano“ (nicht zu verwechseln mit dem Gründer der bekannten Stuttgarter Firma für Flügel- und Klavierbau, Josef Anton Pfeiffer, geb. in Riedlingen, gest. 1881); Koch, Georg Ludwig, Orgel- und Klavierinstrumentenmacher, wechselte um 1780 den Beruf vom Volksschullehrer zum Orgelbauer; arbeitete zuerst in Kirchheim u. T., dann in Oberboihingen; Knecht, Orgelbauer in Tübingen, geb. in Biberach a. d. R. als Sohn des obengenannten Musikdirektors Justin H. Knecht. Er verband sich geschäftlich mit dem Tübinger Orgelmacher Joh. Christian Hagemann, der seine Schwester geheiratet hatte. – ⁷ Abeille, Joh. Christian Ludwig, geb. 20. 2. 1761 in Bayreuth, gest. 2. 3. 1838 in Stuttgart; 1802 Zumsteegs Nachfolger als Konzertmeister, war später Hoforganist. – ⁸ Zur Frage, ob die Erhöhung des Chorbogens von Nachteil für den „Kleinen Turm“ der Stiftskirche sei, schrieb Prälat Keller: „Der Kleine Turm sei 1488 schon renoviert worden und weit älter als das Kirchengebäude. Zuvor habe der Turm nacheinander zwei von Holz, wie andere gemeine

Häuser, gebaute Kirchen an seiner Seite gehabt, die ihm nie zur Stütze hätten dienen können. Die erste sei für die sich vergrößernde Gemeinde, und weil damals nur eine Kirche in ganz Stuttgart war, zu klein geworden, so daß das Stift für nötig fand, eine größere zu bauen, die aber auch nur schlecht und von Holz war. Als aber 1419 das Chorgewölbe dieser Kirche einfiel, wodurch besonders das Epitaphium des Grafen Ulrich mit dem Daumen Schaden litt, und bei dem starken Zunehmen der Stadt auch diese Kirche zu eng werden wollte, so drang der regierende Graf und das Stift darauf, die hölzerne Kirche abzubauen, den Platz durch Hinwegräumung der auf dem (umgebenden) Kirchhof gestandenen Häuser zu erweitern und den steinernen Bau, wie er heutigen Tags vor Augen ist, aufzuführen. Anno 1433 sammelte man Steuern und ohnfehlbar 1444 wurde der erste Grund gelegt.“ – ⁹ Kocher, Konrad, 1786–1872, geb. in Ditzingen als Sohn eines Schuhmachers, zuerst Volksschullehrer, 1827 Organist und Musikdirektor an der Stuttgarter Stiftskirche. – ¹⁰ Die vermutlich ursprüngliche Disposition der Zwiefalter Orgel siehe in Walter Supper, „Der Barock, seine Orgeln und seine Musik in Oberschwaben“, 1951. – Ausführliches über die Orgelbauer Walcker, Pfeiffer, Koch und Knecht siehe in Gottfried Kleemann, „Die Orgelmacher und ihr Schaffen im ehemaligen Herzogtum Württemberg“, Musikwissenschaftliche Verlags-Gesellschaft m. b. H. Stuttgart 1969.

Finanzierungsverfahren vor 200 Jahren

Von Heinrich Günzler

Bei verschiedenen Rundgängen durch die umfangreichen Neubauten der Universität Hohenheim aus beruflichem Anlaß erinnerte ich mich an das einstige Wirken eines meiner Ahnherrn, des Baumeisters R. F. H. Fischer beim Bau des Schlosses und den bald nach ihrer Errichtung wieder verschwundenen romantischen Bauten des Herzogs Karl-Eugen.

Die Lektüre des außerordentlich interessanten Buches von Dr. Elisabeth Nau „Hohenheim, Schloß und Gärten“ gibt uns einen Begriff von den Unsummen, die der Landesherr – dazu noch in seiner gemäßigten Zeit – verbaut hat. Mit der Beschaffung der Mittel gab es begreiflicher Weise manche Schwierigkeiten. Die Lieferantenrechnungen wurden oft jahrelang nicht vollständig bezahlt. Den Landesherrn zu pfänden scheute man sich. Man wäre in allertiefste Ungnade gefallen.

Wie ich nun in dem erwähnten Buch las, daß der Obrist von Mylius einen Auftrag für die Anlage einer Hauptallee bekam und dafür ein entsprechendes Honorar, entsann ich mich, daß in unserem Familienarchiv ein Schriftstück meines Urgroßvaters Christian Heinrich Günzler (1758–1842) verwahrt ist, in dem in einer „getreuen Angabe“ sehr lebendig berichtet wird, wie der baufreudige Landesherr seine Privatschatulle aufzufüllen pflegte.

Aus dieser Niederschrift, verfaßt etwa 1795, die wortgetreuen Auszüge:

Getreue Angabe,

wie unterzogener zu seinem Dienst gekommen, welche er auf Erfordern durch Aid und Zeugen erhärten kan.

Da man sich vorstellen konnte, daß wegen des unter der vorigen Regierung bestandenen Diensthandels, nach den bekannten Erklärungen der herzoglichen Agnaten, bei einer künftigen RegierungsVeränderung eine genaue Untersuchung angestellt werden dürfte; So habe ich gleich nach meiner erlangten Bedienung auf die hiesige AmtsoberAmtey, solange mir noch alle Umstände auf das genaueste bekannt waren, zu meiner künftigen Rechtfertigung, wie ich zu meinem Dienst, und ohne meine Veranlassung, zu Bezahlung eines abgeforderten Chatoull Gelds gekommen, folgendermaßen getreulich zu Papier gebracht:

Nachdem ich nemlich schon in jüngeren Jahren von meinem Vater zu Ober Amtey Geschäften angeleitet worden, und hierauf 4 Jahre in Tübingen zugebracht, so wurde ich am 5. ten Mai 1780, unter die Canzlei Advocaten aufgenommen, wo ich mich auf das Examinat Protocoll berufen darf, daß man allgemein mit mir zufrieden gewesen.

Ich practicirte hierauf 6 Jahr als Advocat, arbeitete aber

immer darneben in Ober Amtl. Gesäften, da mein Vater bei seinem kränklichen Alter meiner Beihülfe sehr benöthigt war; diese tägliche Übung in Stabs Amtlichen Geschäften determinirte mich daher, vorzüglich in diesem Fach meine künftige Versorgung zu suchen.

Um mich Serenissimo persönlich bekannt zu machen, habe ich zwar von 1784 an, bei allen aufgegangenen geringen und guten Stellen eine uthgste Supplique überreicht, es war jedoch lange Zeit blos die Absicht, als Candidat bekannt zu werden, um die Amts Ober-Amtey Stuttgart habe ich mich hingegen nie beworben, bis ich darzu aufgefordert worden bin.

Das Chatoulliren, welches damals der gewöhnliche Weg, zu einer Versorgung zu gelangen, gewesen, war meinem Vater äußerst verhaßt, auf seine Warnung habe ich auch niemals um einen Dienst etwas anerbotten, man wird keinen Offert Schein je von mir gesehen haben; eben so wenig war mir auch ein Unterhändler bekannt, an den ich mich gewendet hätte.

Eben deßwegen machte ich mir aber auch immer wenige Hoffnung, ich wußte zwar, daß in den herzogl. Collegien mehrmals gut von mir gesprochen worden, dessen ungeachtet kamen aber bald ältere, bald jüngere Competenten nur durch Chatoulliren zum Ziel.

Indessen wurde meinem Vater, einem 70. jährigen Mann und 40. jährigen Beamten sein Amt täglich beschwerlicher, die Geschäfte auf den Amts Orten mußte ich beinahe alle für ihn versehen, es wurde auch im Publico bald bekannt, daß er zu resigniren gesonnen wäre, wann ich dadurch auf die ein – oder andere Art versorgt werden könnte; Mehrere Landbeamte z. B. von Blaubeuren, Münsingen, Herrenberg, suchten daher wirklich auf den hiesigen Platz zu kommen, wo ich dagegen ihre Stellen erhalten sollte; All diese Projecten schlugen aber jedesmal fehl.

Ein ganzes Jahr hindurch schränkte sofort mein Vater sein Gesuch in mehreren Exhibits blos darauf ein, daß ich zu seiner Erleichterung als wirklicher Amts Verweser aufgestellt werden möchte; Aber auch diese Bitte wurde jedesmal simpliciter abgeschlagen, sodaß mein Vater nicht wußte, wodurch er sich die höchste Ungnade zugezogen haben, u. nun auch mir an meiner Versorgung behinderlich seyn möchte?

Es vergingen jedoch nach der letzten abschlägigen Resolution vom Mai 1786 nicht ganz 3 Wochen, so wurde ich am 4. ten Jan. ohngesucht und durch blosen Zufall zum Amts Ober Amts Verweser aufgestellt, und dadurch der Weg zu meiner ferneren Versorgung gebahnt.

Wegen damals häufig umgeloffenen verdächtigen Gesindels, sollte nemlich am 5. ten Jan. in der Gegend um Hohenheim herum unter Zuziehung des Militärs auf das geheimste und schleunigste ein Straiff veranstaltet werden; Nun war der Beamte zu diesem Auftrag zu alt und untüchtig, der gewöhnliche Amts Verweser, Amtsschreiber Lindenmaier, Serenissimo nicht anständig; der Obristwachtmeister v. Romig erhielt also den Befehl, mir zu schreiben, daß ich als Oberamts Verweser mich in Hohenheim sogleich einfinden, u. von dort aus noch in der nemlichen Nacht in einem Bezirk von 4. Stund um Hohenheim herum einen Straiff anordnen solle.

Dieser Auftrag wurde dem Ansehen nach ganz zur Zufriedenheit des Herzogs besorgt, es sind mehrere verdächtige Parthien eingezogen worden; Seremissimo



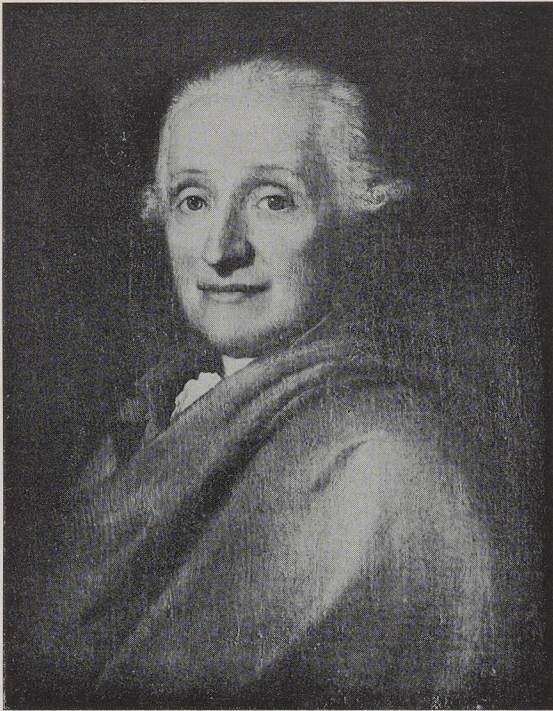
Christian Heinrich Günzler (1758–1842) mit Ehefrau Friederike geb. Linsenmann (1763–1840) und Tochter Charlotte (1805–1872). Ölgemälde von Wendelin Moosbrugger, um 1820.

mußte ich den andern Tag in Hohenheim mündlich referiren, von der ganzen Untersuchung aber hierauf Bericht zur herzogl. Regierung erstatten, u. von dieser Zeit an war ich als legitimirter Amts Verweser auch bei den herzogl. Collegiis erkannt.

Den hiesigen Platz selbst zu suchen, ließ ich mir gleich wol auch jetzt noch nicht beugehen, da ich wußte, daß mehrere Landbeamte schon vorläufig sich hierum bewarben; daran zweifelte ich jedoch nimmer, daß mir die eine oder andere aufgehende Landbeamtung nunmehr unentgeltlich zu theil werden möchte, da der Umstand immer mit eintrat, daß mein Vater den hiesigen Dienst zu resigniren entschlossen blieb.

Ich bewarb mich um die nächst vacant gewordene Ober Amtey Blaubeuren, von den herzogl. Collegiis kam ich auf diesen Platz in Antrag, niemand zweifelte mehr an meiner baldigen und unentgeltlichen Beförderung, da aber zugleich auch die Ober Amtey Calw vacant wurde, so blieb die Besetzung dieser Dienste gegen 3 Wochen im Anstand.

Unterdessen eraignete sich, daß dem Obrist v. Mylius, der bei Hohenheim eine neue Allee über Plieninger Güter anlegen sollte, von einigen Besitzern große Schwierigkeit in Weg gelegt, u. mir als Amts Verweser der Auftrag gemacht worden, daß ich, da gleichwol Serenissimus baar zu zalen gedächten, durch dienlichen Zuspriech die Inhaber zu einem annehmlichen Accord zu bringen suchen möchte; Unter Zuziehung des Magistrats



Carl Friedrich Feuerlein (1730–1808). Ölgemälde von Phil. Fr. Hetsch. Aufnahme Stadtarchiv Stuttgart

habe ich hierauf wirklich die Güterinhaber dahin disponiert, daß sie auf verschiedene Bedingungen, die von Serenissimo alle gdgt. genehmigt worden, etwa 10 Morgen Güter gegen ausbedungene baare Bezahlung zu dieser Allee verwilliget haben.

Bald darauf bezeugte gedachter Obrist von Mylius meinem Vater mit Theilnahme, daß Serenissimus schon verschiedentlich gegen ihn geäußert, wie sehr Sie mit mir als Ober Amts Verweser zufrieden wären, daß höchst-dieselben auch besonders wegen zu Stand gebrachter Hohenheimer Allee dero Zufriedenheit über mein Benehmen neuerlich geäußert, und nichts anderes zu hoffen seye, als daß mei gdgste Versorgung nahe seyn werde.

Von mehreren Orten wurde mir wegen meiner Beförderung nach Blaubeuren vorläufig Glück gewünscht, u. war ich in voller Erwartung, wie die Vorsehung mein Schicksal leiten werde, als mir von ungefehr der Reg. Rath Feuerlein ein Billet zuschickte, daß er wegen der Plieninger Güter von Serenissimo einen mündlichen Auftrag an mich hätte, u. ich mich bei ihm einfinden möchte.

Nun war dieser Güterkauf bereits mit allen Bedingungen gdgt. ratificiert, es gieng allein noch die versprochene baare Bezahlung ab, und ließ sich daher bald vermuthen, daß dieser geheime Auftrag einig und allein dahin abzielen möchte.

Mein Vater sowol als ich befanden sich in der äußersten Verlegenheit, ob man jezt, wann ein Chatoull Geld verlangt würde, die vor sich habende Versorgung ganz von

der Hand weisen, u. sich dadurch zuverlässig die Ungnade des Herzogs zuziehen? – oder, ob man bei dem einmal allgemein gewordenen Übel sich in die Zeit schicken und nachgeben solle? Da mein Vater noch weiteres besorgte, als ein 72-jähriger Mann, bei seiner Untüchtigkeit, den Dienst zu versehen, zuletzt gar ohne weiteres zur Ruhe gesetzt zu werden.

Ich gieng hierauf vorderist zu gemeltem Reg. Rath, um den Auftrag zu hören, welcher wörtlich darinn bestunde:

„S. Durchlaucht hätten ihm befohlen, mich zu versichern, daß Sie mit meinem bisherigen Betragen, da ich schon einige Jahre für meinen Vater das Amt versehe, gnädigst zufrieden seyen, u. genäigt wären, mich bei gegenwärtigen Vacaturen zu versorgen.
„Wegen Blaubeuren u. Calw hätte ich mich ja uthgsgemeldet; ob ich etwas offerirt habe?

Ich antwortete: Nein, ich hätte nie getraut einen Offert Schein beizulegen, u. immer gehofft, ohne Bezahlung zu einer Versorgung zu kommen.

Feuerlein betheuerte sich: Daß es ihm allemal, besonders bei gegenwärtigem Zeitpunkt, äußerst zu wieder seye, vom Herzog seiner Chatoull Gelder halber, womit er ihn schon lang verschont, einen Auftrag zu erhalten, den er doch nicht von sich ablehnen könne. Serenissimus hätten geäußert, daß er mich fragen solle, ob ich nicht die Bezahlung der in Plieningen erhandelten Güter, die etwa 3000. f betrage, übernehmen würde? Der Herzog wollten mir solchenfalls die Wahl zwischen Calw u. Blaubeuren lassen.

ich erklärte mich hierauf ferner:

„daß mein Vater äußerst ungern daran kommen werde, neben seiner Resignation mir noch meine Versorgung mit Geld zu erkaufen, und daß ich daher, da ja doch hernach der hiesige Dienst frey werde, vor mich selbst nichts anders gehofft hätte, als daß ich ohne Bezahlung zu einem Dienst gelangen würde. Müsse daher ein für allemal ein Opfer gebracht werden, so müßte ich gestehen, daß ich mich in vieler Rücksicht, u. vorzüglich, meinen kränklichen Vater unter seiner Familie u. in seiner bisherigen Wohnung vollends absterben zu lassen, zu Bezahlung eines Chatoull Gelds vor den hiesigen Plaz verstehen würde, er möchte mir daher rathen, was in der Sache zu thun wäre?

Seine Antwort war: Auf den hiesigen Plaz zu kommen, werde äußerst schwer halten, doch sollte ich einen Versuch machen, u. etwa die Hälfte weiter biethen.

Ich hielt ihm entgegen: Mein Vater habe 8 Kinder, mit 6000 f würde beinahe mein ganzes Vermögen aufgehen, ob es nicht auch mit weniger geschehen könnte, da ich mich etwa zu 4000 f. verstehen würde.

Er versprach, mit Serenissimo zu reden, u. gleich den folgenden Tag wurde ich von gedachtem Reg. Rath wieder beschickt, da er mir dann die Nachricht ertheilte, daß es der Herzog vor 5000 f mit der Amts Ober Amtey eingehen wolle, und ich daher nur gleich ein Exhibitum übergeben solle.

Mir, meinem Vater, meiner ganzen Familie mußte es angenehm und erwünscht seyn, in meines Vaters Stelle einzurücken, wir konnten nicht absehen, daß einem dritten dadurch Tört geschehen sollte, eben so wenig sahe man einer baldigen Änderung des von Serenissimo auf-

gestellten Grund Sazes, daß jeder Neubedienstete zu den herzogl. Chatoull Geldern zu contribuiren habe, damals entgegen; mein Vater bat daher in einem utghstn Exhibito, seinen Dienst an mich abtreten zu dürfen, den andern Tag lief es um Gutachten, bei den Collegiis wurde das Gesuch zu meinem Vortheil begünstiget, von Serenissimo auch hierauf die Dienst Abtretung gdgst genehmigt.

Das Stuttgarter Amt bezeugte seine allgemeine Freude über meine Beförderung dadurch, daß es eine Deputation abschickte, um Serenissimo im Namen des ganzen Amts Dank zu sagen.

Von dem Reg. Rath Feuerlein bekam ich aber nach einigen Tagen, die mündliche Anweisung, daß ich den Plie-ninger Burgern ihren Kaufschilling à 2562 f. 30 x. ausbezalen solle, wobei ich ein unter Sermi Unterschrift ausgefertigtes Decret erhielt, als ob mir jene Summe vom Cabinet aus baar eingehändigt worden wäre; den Rest mit 2437 . f 30 x. erhielt sofort der Reg. Rath Feuerlein zur weiteren Besorgung, u. mußte ich zugleich Serenisimo einen schriftlichen Revers ausstellen, daß ich von der vorhandelten Sache bei meiner Ehre niemand etwas entdecken wolle.

Übrigens muß ich auf mein Gewissen ebenfalls bezeugen, daß der R. R. Feuerlein nicht des Hellers Werth an Douceur von mir erhalten, mir vielmehr seine große Verlegenheit mehrmals geklagt habe, in die er durch diesen unangenehmen Auftrag von Serenissimo gesetzt worden seye.

Amts Ober Amtmann
zu Stuttgart
H. Günzler.

So ging es also nun in der guten alten Zeit zu! Der im Volksmund „Karl-Herzog“ genannte Landesherr konnte es also auch nach der in seinem Manifest im Jahr 1778 versprochenen Besserung seiner reichlich willkürlichen Herrschaft nicht lassen, im Hinblick auf seine letzte große Bauunternehmung in Hohenheim mit den bedeutenden Gärten, romantischen Bauten, künstlichen Ruinen und Denkmälern, seine stets leere Privatschatulle durch diese etwas eigenartigen Sonderbesteuerungen wieder aufzufüllen.

Heinrich Günzler wurde aber nicht wegen Ämterkaufs zur Rechenschaft gezogen, sondern blieb unter den nachfolgenden Herzögen Ludwig-Eugen und Friedrich-Eugen, sowie dann unter Herzog, später Kurfürst bzw. König Friedrich ein angesehener Staatsdiener. König Friedrich hat ihn um die Jahrhundertwende zum Stadtoberamtman von Stuttgart ernannt, wodurch er zugleich Stadtvorstand der „herzoglichen Haupt- und ersten Residenzstadt“ wurde. Die Stadt war um die Jahrhundertwende Requisitionen durch die französische Besatzung ausgesetzt, die er mit Erfolg zu mildern wußte. Der Herzog verlieh ihm den Titel eines Regierungsrats und die Stadt Stuttgart ehrte ihr Oberhaupt durch die Verleihung des Ehrenbürgerbriefs, des ersten in der Geschichte der Stadt überhaupt. Unerfreuliche Reibereien zwischen Stadt und Staat veranlaßten ihn aber im Jahr 1805 eine vakant gewordene Stelle als Oberamtman in Nürtingen anzunehmen, als solcher auch Vorsitzender des Magistrats, bis dann diese Ämterkombinationen durch die Verwaltungsreform König Wilhelm I. aufgehoben wurden. 1821 ist er in den Ruhestand getreten und verbrachte seinen Lebensabend in seiner Heimatstadt Stuttgart.

Der Schwabe Johann Georg Rathfelder Ein königlicher Gastwirt am Kap der Guten Hoffnung

Von Frank R. Bradlow und O. H. Spohr

Im Rathaus von Sea Point, einem Vorort von Kapstadt, ist vor einigen Jahren ein Bild von Thomas Bowler entdeckt worden, das die Ankunft des jungen englischen Prinzen Alfred vor „Rathfelders Inn“ im Jahre 1860 darstellt. Das gab Veranlassung, der Geschichte dieses Gasthofes und seines Besitzers Johann Georg Rathfelder, der im ganzen Kapland als König der Gastwirte („King of the Landlords“) bekannt war, nachzugehen.

Eine Herberge stand an der Stelle, wo die Landstraße von Wynberg nach Kapstadt den Diep River überquert, 10 Meilen von Kapstadt entfernt, schon seit den ersten Tagen der britischen Besetzung. Im Jahr 1796 besuchte der Hauptmann R. Percival vom

Royal Irish Regiment das Wirtshaus, das damals „Halfway House“ hieß. Er wußte freilich nicht viel Gutes zu berichten: „Die Betten unseres Wirtes und besonders seine Weine konnten schwerlich, selbst für Leute in unserer übermüdeten Verfassung, ein Genuß sein.“ Als er im Jahr 1801 die Gaststätte wieder aufsuchte, fand er ein „schönes Haus“ vor, auch reichlich Vieh und Sklaven. Der Wirt war ein ausgedienter Soldat der Holländisch-ostindischen Compagnie, der sich dürrftig durch Lieferung von Fleisch, Brot, Obst und Gemüse an die Militärverwaltung in Wynberg durchbrachte. Aus der Bezeichnung Merkel Halfway House – Rathfelder, die sich in einem Almanach von 1845 über Kapstadt und Umgebung



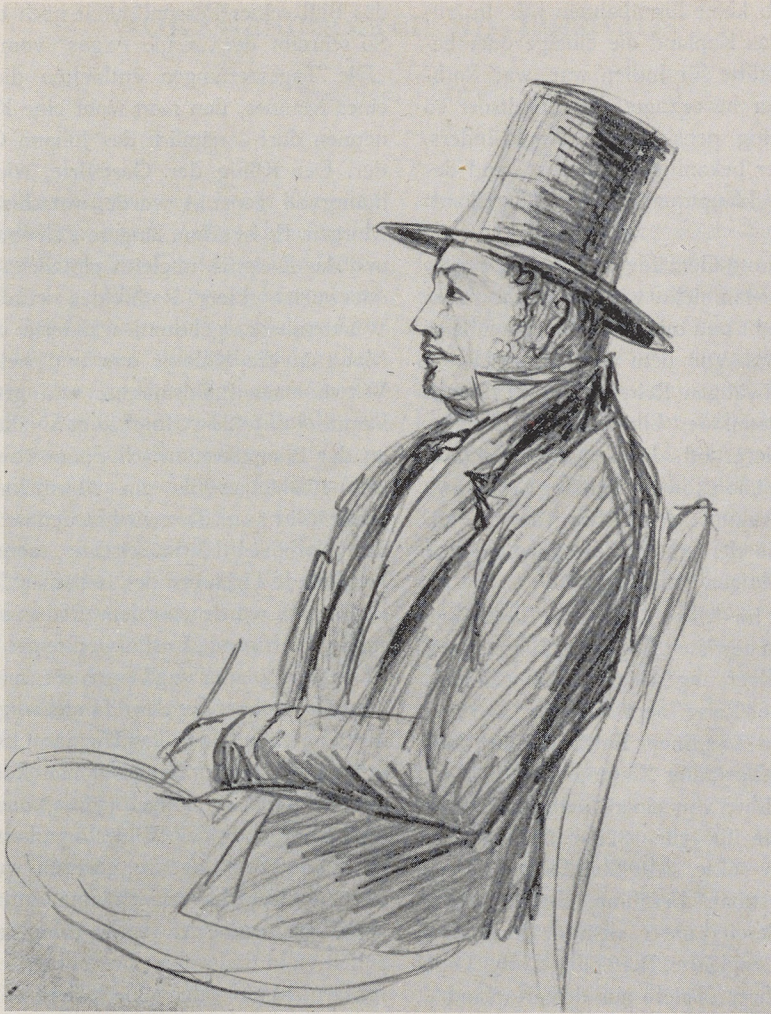
Thomas Bowler: Ankunft des Prinzen Alfred vor „Rathfelders Inn“ 1860

findet, kann geschlossen werden, daß der Soldat Merkel hieß und daß ein gewisser Rathfelder inzwischen das Gasthaus übernommen hat. Zu letzterem paßt auch eine Notiz, die besagt, daß Rathfelder die Witwe eines Landsmannes geheiratet habe.

Wer ist nun dieser Johann Georg Rathfelder, der das Halfway House möglicherweise durch Einheirat erworben hat? Bekannt ist nur, daß er 1811 oder 1812 im Württembergischen, vielleicht in Stuttgart, geboren ist und etwa 1835 ins Kapland kam. Wenn die Annahme richtig ist, daß er die Witwe Merkels geheiratet hat, so mußte das zwischen 1835 und 1845 geschehen sein. Jedenfalls steht fest, daß Rathfelder die Herberge großzügig ausgebaut hat. Aus einer Beschreibung um 1850 geht hervor, daß das Haus ein großer Backsteinbau war, mitten im Heide-land, an die zwei Meilen von jeder anderen Siedlung entfernt. „Die breite Veranda, die um das ganze Haus geht, und die ausgedehnten Höfe sowie die zahlreichen Nebengebäude nehmen das Gefühl der Einsamkeit, welche die Lage sonst wohl hervorgerufen hätte.“ Es war damals eines der wenigen Häuser an der Landstraße von Simonstown nach Kapstadt, die heute eine stark befahrene und dicht besiedelte Durchgangsstraße ist. „Um die Mittagszeit, wenn du heiß und hungrig geworden bist und es noch 10 Meilen nach Kapstadt war, dann machtest

du natürlich Rast und kehrtest beim Rathfelder ein. Hier gab es schäumendes Bier und herrliches Steak. Wie wir alle, die bei ihm zu Gaste waren, wissen, ist Rathfelder ein fröhlicher Geselle, und er bewirtet dich mit einem Mahl so richtig für Feinschmecker.“

Interessant ist eine Schilderung, die der russische Schriftsteller Iwan Alexandrowitsch Goutscharow (1812–1891) in seinen 1856 erschienenen Reisebriefen „Fregatte Pallada“ über einen Besuch in „Rathfelders Inn“ im Frühjahr 1853 gibt: „Auf halbem Weg (zwischen Simonstown und Kapstadt) befindet sich noch ein Hotel, welches treffend *Halfway House* heißt. Unser Kutscher hielt hier an, spannte die Pferde aus und schlug vor, etwas zu sich zu nehmen. Im Hofe stand eine riesige Zeder. Der Hauptflügel war noch im Bau, aber das Hotel war in der Zwischenzeit in einem anderen, kleineren Flügel untergebracht. Wir bestellten Frühstück und gingen in den Garten hinaus. Am Eingang befand sich in großen Buchstaben eine Aufforderung, daß man nichts im Garten ohne die Einwilligung des Gärtners berühren dürfe. Aber es gab dort nichts zum Berühren mit Ausnahme unreifer Feigen und der Maiskolben, die ein Neger einsammelte. Alles übrige war schon längst abgepflückt. Obgleich wir warmes Wetter hatten, war es keineswegs sommerlich im Garten. Blätter flatterten von den Bäumen herab und bedeckten



Johann Georg Rathfelder. Zeichnung von T. Barnes

die Wege. Der Garten war groß und schloß einen Gemüsegarten ein. Außer Feigenbäumen hatte man Bananen, Trauben und Gurken angepflanzt und viele Blumen. Das Frühstück bestand aus Omeletten, kaltem zähen Rindfleisch und heißem zähen Schinken. Das Omelett, der Schinken und die Bilder erinnerten mich an unsere Posthaltereien. Im übrigen gab es noch eine große Sammlung von Vögeln und ausgestopften Tieren; besonders reizend, ein kleines Rehköpfchen, etwa so groß wie das eines Zickleins. Ich bewunderte das Frauliche an ihm. In den Ecken waren, großartig aufmontiert, Geweihe irgendwelcher wilder Büffel, riesenhaft und auslandend und gut poliert; diese erinnerten mich natürlich an alles andere als Frauliches."

In der Tat war Rathfelder ein großer Jäger, der Jagdpferde und eine sehenswerte Meute besaß, die sogar dem „seefahrenden Prinzen Alfred Ernst Albert“ Bewunderung abnötigte. Dieser Besuch des zweiten Sohnes der englischen Königin Victoria im Jahr 1860 war der Höhepunkt in Rathfelders Leben. Darüber berichtet eine offizielle englische Verlautbarung: „Die besonderen Sehenswürdigkeiten auf dem Wege sind die anmutig altertümliche Herberge von *Farmer Pecks*, gar mannigfach besungen in früheren Reisebeschreibungen ob ihrer Erinnerungen aus vergangenen Zeiten und ihres burlesken Aushängeschildes; und *Rathfelders*, ein Gasthof, der sich mit den besten der rasch aussterbenden Herbergen Englands messen kann, aus der Blütezeit der Post-

kutschen, als es noch keine Eisenbahnen gab. In früheren Zeiten, als das Kapland die einzige oder beliebteste Erholungsstätte für Indien war, war *Rathfelders Gasthaus* der bevorzugte Aufenthaltsort so manch eines vorzeitig pensionierten Anglo-Inders, dessen Name seither bekanntgeworden ist; und damit wurde es zum Hauptquartier des südafrikanischen Sportlebens.“

Das eingangs erwähnte Gemälde von Bowler bestätigt diesen Bericht. Man sieht, wie der kleine Prinz in seinem Wagen steht und mit dem Hut der jubelnden Menge zuwinkt. Vor dem Wagen steht die Ehrengarde der freiwilligen Reiterei von Wynberg. Ein interessantes Detail des Bildes ist die Telegraphenstange im Vordergrund: die Telegraphenleitung von Kapstadt nach Simonstown wurde im April 1860 vollendet und die Ankunft des Prinzen am 24. Juli 1860 war wohl eine der ersten Gelegenheiten zur Durchgabe einer wichtigen Neuigkeit.

Schon bald darauf, im März 1861, hat Rathfelder den Gasthof an einen gewissen Cogill aus Simonstown verkauft, weil er seiner angeschlagenen Gesundheit halber eine längere Reise nach Europa antreten wollte. Vielleicht hat zu seinem Entschluß auch beigetragen, daß eine Kapstadter Zeitung Anfang 1861 die makabre Geschichte von einem geheimnisvollen Mord auftrichtete, der im Jahr 1829 beim Halfway House passiert sein sollte. Mit Rathfelders Weggang kam der einstmals berühmte Gasthof sehr schnell herunter. Bereits unter dem 6. November 1861 schreibt eine englische Reisende, Lady Duff Gordon, in einem ihrer „Briefe aus dem Kapland“: „Dieses Gasthaus hier soll in den alten Tagen ausgezeichnet gewesen sein. Jetzt wird es von einem vorwitzigen, aufschneiderischen jungen Engländer, aus dem Kap gebürtig, und seiner trägen Frau geführt und ist schmutzig und unordentlich ... mein Bett ist ein Strohsack ... schlampige, weiße Dienstmägde ...“ In einer Beschreibung vom Jahr 1866 heißt es: „Das Lokal, wo sich in der guten alten Zeit die Kapstädter Jagdgesellschaft in großer Zahl einfand, hat nicht mehr die Kundschaft, die es ehemals hatte ...“ Wann das Gasthaus einging, ist nicht bekannt; heute ist der Platz, an dem es stand, überbaut.

Rathfelders letztes Lebensjahrzehnt ist in Dunkel gehüllt. Man weiß nicht, wo und wie lange er in Europa weilte. Am 1. April 1873 ist er in Kapstadt gestorben und wurde allgemein betrauert. Seine Grabstätte an einem einsamen Wiesengrund seines ausgedehnten Besitzes wurde zu Beginn unseres Jahrhunderts zerstört. In verschiedenen Nachrufen wird

das Bild seiner Persönlichkeit noch einmal lebendig. So schreibt der „Cape Argus“ vom 3. April 1873: „Die Tageszeitungen enthielten die Todesanzeige eines Mannes, den man wohl eine Kap-Berühmtheit nennen darf – nämlich des Johann George Rathfelder. Der König der Gastwirte, wie er von vielen humorvoll genannt wurde, verschied am Dienstag Morgen. Er ist schon längere Zeit kränklich gewesen, und das Ereignis, obgleich plötzlich, kam nicht ganz unerwartet. Herr Rathfelder wurde in Stuttgart, Württemberg, geboren, wanderte als noch junger Mann in die Kolonie aus und heiratete bald die Witwe eines Landsmannes und gründete das bekannte *Rathfelders Hotel* in der Nähe von Wynberg, an der Hauptstraße nach Simonstown. Hier wurde sein Aushängeschild ein allgemeiner Anziehungspunkt. Nicht nur der zwischen den wichtigsten Städten der Halbinsel Herumreisende, sondern auch der kränkelnde Urlauber des indischen Zivil- und Militärdienstes wurde von dem Ort angezogen. Die gesunde, kräftigende Luft erweckte gar bald den natürlichen Hang zum Jagdsport; sie machte den Platz so recht geeignet für den Hundezwinger. Wer würde nicht an die wilden Jagden der Offiziere mit dem famosen Wirt auf seinem hohen Rothengst denken, wie sie über die Hügel jagten, um immer gerade recht zum Tode des Wildes anzukommen. Derselbe ist es, der nun von uns gerissen wurde, an dessen offenen Grabe so manch eine unfreiwillige Träne zum Gedenken einer teuren Erinnerung fallen wird. Selten wohl findet man heutzutage einen rechtschaffeneren Mann oder eine edlere Natur als Herrn Rathfelder in der Gesellschaftsschicht, worin er sich bewegte, und von dem man getrost sagen kann, daß er die Reichen durch sein gerechtes, großzügiges und ehrsam Verhalten einnahm, und die Armen durch seine Bescheidenheit und Güte – er war ein Freund beider.“

Der vorliegende Beitrag ist die knappe Zusammenfassung eines Aufsatzes der beiden genannten Verfasser, der in englischer Sprache unter dem Titel „King of the Landlords: Johann George Rathfelder 1812–1873“ im *Quarterly Bulletin of South African Library*, Kapstadt, XX, 2 (1965) erschienen ist. Dort finden sich zahlreiche Quellen- und Literaturhinweise. Frank Bradlow ist ein bekannter Kapstadter Geschäftsmann und ausgezeichnete Kenner südafrikanischer Geschichte; 1965 veröffentlichte er eine interessante Chronik des aus Sulz a. N. stammenden, später vermögenden Kapstadter Unternehmers K. F. H. von Ludwig und dessen berühmten Botanischen Garten (vgl. Besprechung in *Schwäbische Heimat* 16, 1965, S. 200). Dr. O. H. Spohr ist Bibliothekar an der Universitätsbibliothek Kapstadt und beschäftigt sich besonders mit der Geschichte deutscher Siedler in Südafrika.

Rückhaltebecken im Jagsttal?

Von Hans Scheerer

Wer die Täler in Nordwürttemberg kennt, der wird sicher mit dem Schreiber dieser Zeilen übereinstimmen, daß dem Jagsttal zwischen Crailsheim und Dörzbach das höchste Lob gebührt. Abgesehen von den Steinbrüchen, die sich bei Satteldorf in die aus hartem Muschelkalk bestehenden Talwände leider allzu schnell hineinfressen, ist es noch völlig ungestört von den Einflüssen der Zivilisation und ist damit das natürlichste und schönste von allen unseren größeren Tälern. Tief eingeschnitten in die von fruchtbarem Lößlehm und Lettenkeuper bedeckte fränkische Platte schwingt es in weit ausgreifenden Mäandern hin und her, bildet steile Sporne, die oft Burgen, Ruinen oder alte Städtchen tragen, und manchmal kommt es zur Bildung von Umlaufbergen.

Besonders urwüchsig ist das Tal zwischen Crailsheim und Kirchberg, wo die Talwände aus dem mächtigen, harten Hauptmuschelkalk bestehen. Keine Fahrstraße zieht hier durch das Tal, denn die Wände sind viel zu steil, und eine Sohle für eine Straße ist kaum vorhanden; auch wäre die Entfernung von Ort zu Ort in dem mäandrierenden Tal viel zu weit, so daß Straße und Eisenbahn den für sie viel günstigeren Weg über die Hochfläche wählen.

Gerade das aber macht den Reiz aus für den Wanderer, der hier noch das vom Menschen kaum beeinflusste Walten der Natur erleben kann. An den Nordflanken herrliche Klebwälder mit vorherrschender Buche und üppigem Frühlingsflor, an den Südhängen artenreiche, interessante wärmeliebende Steppenheide-Wälder mit vorherrschender Eiche – ein Wechsel der Pflanzengesellschaften auf engem Raum, der die Talwanderung für den Botaniker zu einem eindringlichen Erlebnis werden läßt. Doch sind es nicht nur die Blumen, die den Naturfreund hier begeistern. Sicher wirst du auf deinem Wege auch einem Reiher begegnen, der – aufgeschreckt – von seinem Standplatz am Jagstufer abstreicht, um sich talauf oder talab ein anderes, sichereres Plätzchen zu suchen. Oder es wird hoch in den Lüften der stattliche Rote Milan seine Kreise ziehen, stellvertretend für den noch vor wenigen Jahren hier vorhandenen, heute aber leider ausgestorbenen König der Lüfte, den herrlichen Wanderfalken. Auch die Freunde des Angelsports wissen dieses Tal zu

schätzen, das in seinem noch klaren Fluß einen lohnenden Bestand guter Fische birgt.

Lang würde die Beschreibung, wollte man sich im einzelnen mit den botanischen Schätzen der Wälder, der Wiesen und des Flußufers sowie der Tierwelt beschäftigen, wollte man die geologischen Besonderheiten dieses Tales mit seinen in Fachkreisen bekannten Fundstellen von Versteinerungen aus dem Muschelkalkmeer, seinen Karsterscheinungen, seinen morphologischen und flußgeschichtlichen Besonderheiten, nicht zuletzt aber auch seinem Reichtum an siedlungsgeographisch und historisch interessanten Plätzen schildern. Es ist hier nicht der Ort dazu. Doch sollte sich jeder Heimat- und Naturfreund dieses Tal einmal selbst erwandern. Der für eine Fußwanderung lohnendste Abschnitt ist derjenige zwischen Crailsheim und Langenburg. Man sollte sich aber wenigstens zwei Tage Zeit dazu nehmen. Kirchberg ist dabei der gegebene Ort für die Übernachtung. Kilometerfressen wäre Sünde, dafür gibt es unterwegs zu viel zu sehen an Burgen und Ruinen (Morstein, Leofels, Hornberg, Burleswagen, Lobenhausen), an netten Dörfchen mit altem fränkischem Fachwerk, von den Städtchen ganz zu schweigen (Langenburg, Kirchberg) und erst recht von der Natur im kleinen. Nicht vergessen aber darfst du, oberhalb von Lobenhausen bei Bölgental auf den Bärenstein hinaufzusteigen. Ein imponierendes Bild breitet sich hier vor dir aus (s. Abb. 1–3): Tief unten die ungezügelte, munter dahinjagende Jagst, sich gabelnd und eine kleine Insel zwischen sich lassend, auf Lobenhausen zu eilend, dessen alte Kirche und ehemalige Burg auf einem Umlaufberg liegt. Ich kenne kein Muschelkalktal in unserer Heimat außer der Wutachschlucht, das es mit diesem Tal an urwüchsiger Schönheit aufnehmen könnte!

Sinnend stand ich an einem strahlenden Frühlingstag hier oben und fragte mich, wie lange wohl diese einmalig schöne Talandschaft in ihrer ungestörten Harmonie noch erhalten bleiben würde. In mir nagte der Gedanke, daß Pläne bestehen – offenbar fix und fertige Pläne! –, genau hier in dieser schönsten Talstrecke ein Rückhaltebecken anzulegen. Und dieser Gedanke nagt in mir weiter, er läßt mich nicht zur Ruhe kommen. Unerträglich ist die Vorstellung, daß da unten Bagger und Raupen wühlen



1. Blick vom Bärenstein aus talab mit dem Umlaufberg von Lobenhäusen. In diesem Bereich ist ein Rückhaltebecken geplant

Aufnahme U. Schindler

und die Natur umkrempeln werden, daß das Tal durch einen Damm abgeriegelt werden und dahinter ein See entstehen soll und selbstverständlich auch eine Talstraße, die ja schon für den Bau selbst angelegt werden müßte!

Sind wir denn vollständig dem technischen Denken ausgeliefert? Gilt die Natur, gelten landschaftliche Werte heute gar nichts mehr? Gewiß, gegen das Prinzip der Rückhaltebecken wird kein vernünftiger Mensch etwas einwenden. Wir sind sogar froh, daß die Wasserwirtschaft heute die Forderung, die von landschaftspflegerischer Seite schon lange gestellt wurde, nämlich das Wasser zurückzuhalten, anstatt es so schnell wie möglich abzuleiten, begriffen hat und durch die Rückhaltebecken in die Wirklichkeit umsetzt.

Aber sind deshalb Rückhaltebecken überall gut und richtig? Es gibt nun einmal Fälle – das ist unsere Überzeugung –, wo sie fehl am Platze sind, wo die Schönheit der Landschaft und die Ungestörtheit der Natur über technische und wirtschaftliche Gesichtspunkte gestellt werden muß. Dieser Fall ist bei den Rückhaltebecken im Jagsttal unbedingt gegeben. Hier dürfen nicht allein wasserwirtschaftliche Erwägungen entscheidend sein, sondern hier muß auf die Erhaltung einer einmalig schönen Flußlandschaft in vollem Maße Rücksicht genommen werden, und zwar sowohl aus allgemein ästhetischen wie aus biologischen und landschaftsökologischen Gründen! Man sollte sich wirklich überlegen, ob es richtig ist, nach den Seitentälern, wo man die Rückhaltebecken in der Regel durchaus bejahen kann, nun auch die



2. Blick ins Jagsttal vom Bärenstein bei Bölgental talauf. Die Insel würde vermutlich im geplanten Stausee ertrinken
Aufnahme F. Baier

Haupttäler zu blockieren, vor allem in einem engen Muschelkalktal, wo die Seen als Badeseen sowieso nicht in Frage kommen, weil wegen der Enge des Tales ja kaum Flächen da sind, die als Liegeplätze für die Badegäste geeignet sind, ganz abgesehen davon, daß die „Erschließung“ dieser Seen als Badeseen in dieser Landschaft nicht nur sehr kostspielig, sondern auch aus landschaftlichen Gründen völlig unerwünscht ist. Darüber hinaus sollte man auch die Warnungen von geologischer Seite (Prof. Dr. Georg Wagner) nicht in den Wind schlagen, daß im Kalkgebirge des Hauptmuschelkalks bei Rückhaltebecken die Gefahr des Wasserabflusses durch unterirdische Karstgerinne besteht.

Im übrigen müssen ernsthafte Zweifel erhoben werden, ob Rückhaltebecken gerade in diesem Teil der Jagst für die Hochwasserbeseitigung von großem Wert sind. Das Jagsttal ist hier ja äußerst dünn besiedelt. Das gelegentliche Ausufern des Flusses auf die Wiesen dürfte keinen allzu großen Schaden verursachen. Im Gegenteil, überschwemmte Wiesen haben stets auch einen gewissen Rückhalte-Effekt, so daß auch von daher Bedenken gegen die Notwendigkeit großer Rückhaltebecken in diesem Raum berechtigt erscheinen. Außerdem sind die Seiten-

täler der oberen und mittleren Jagst ja bereits großzügig durch Rückhaltebecken ausgebaut bzw. werden noch ausgebaut, so daß man doch dem Haupttal weitere Rückhaltebecken ersparen könnte. Doch möchte ich den Schwerpunkt der Argumente nicht auf die wirtschaftlich-technische Seite legen. Um so nachdrücklicher müssen aber die Bedenken von der Natur und der Landschaft her nochmals unterstrichen werden. Denn wir können es uns heute einfach nicht mehr leisten, auch die letzten Reste unverfälschter Natur vollends zu verwirtschaften. Das muß heute, wo diese Gesichtspunkte durch das „Europäische Naturschutzjahr 1970“ besonders im Vordergrund stehen, mit allem Nachdruck herausgestellt werden.

Falls das oder gar die Rückhaltebecken – man spricht von mehreren! – im Jagsttal bereits beschlossene Behördensache sind, sollte sich m. E. damit in letzter Instanz und in letzter Stunde das Parlament beschäftigen. Denn schließlich werden dabei ja Millionen verbaut! Solange aber ernstliche Zweifel bestehen, ob die Erstellung der Rückhaltebecken in diesem Talbereich nach Abwägung aller Gesichtspunkte sinnvoll ist, sollte man statt des Wassers im Tal das



3. Klebhang beim Beierlesstein oberhalb Lobenhausen

Aufnahme F. Baier

Geld zurückhalten und für Dringenderes verwenden. Denn schließlich ist es ja unser aller Geld, über das hier verfügt wird. Im Zweifelsfalle sollte sich ein zuständiger Parlamentsausschuß an Ort und Stelle begeben. Es dürfte kein Zweifel darüber bestehen, wie die Entscheidung ausfallen wird, wenn die Natur selbst mitsprechen kann, ob im Jagsttal die Rückhaltebecken gebaut werden sollen oder nicht. Um den durch das Rückhaltebecken bei Lobenhausen gefährdeten Teil des Jagsttales auch für die Zukunft in seinem heutigen Zustand zu erhalten, sollte ernsthaft erwogen werden, ob man ihm nicht den höchstmöglichen Schutz gewähren und ihn zum Naturschutzgebiet erklären soll. Es ist dabei an den Abschnitt von der Gronachmündung bis Lobenhau-

sen gedacht, und zwar einschließlich des Gronachtales von der Hammerschmiede an. Was im Süden unseres Landes für die Wutach und Gauchach recht war, sollte im Norden für die Jagst mit Gronach billig sein. Wir sollten dankbar sein, daß es heute in unserer Heimat noch solche schutzwürdigen naturnahen Gebiete gibt. Die Naturschutzbehörden – Landratsämter, Regierungspräsidien und das Kultusministerium – müßten in der Erfassung dieser Gebiete geradezu miteinander wetteifern und ihre Unterschutzstellung unverzüglich einleiten. Denn sehr schnell kann es dafür zu spät sein, wie es neben vielen anderen Beispielen gerade das Jagsttal zeigt. Das wäre für unser Land der wichtigste und schönste Erfolg im „Europäischen Naturschutzjahr 1970“!

Heimat im Dorf — im Kreislauf des Jahres

Von Leopold Bausinger

Ganze 800 Einwohner zählte mein Heimatdorf in meiner Jugend. Die Dörfler waren meistens Kleinbauern, Kleinhändler und doch auch schon Fabrikarbeiter, die allerdings noch eine kleine Landwirtschaft betrieben. Ein Bauer mit 20 Morgen war eine Seltenheit. Kein Wunder, daß der Lebensstandard mehr als bescheiden war. Am Fuß der Zoller Alb liegt mein Heimatdorf, die Zollerburg und das Zellerhorn überragen es, in weitem Halbkreis zieht sich der Albtrauf um das Tal, der Dreifürstenstein bildet den nordöstlichen Eckpfeiler des Traufes.

Die Eisenbahn fährt heute noch am Dorf vorbei, ebenso die Bundesstraße Stuttgart–Bodensee–Schweiz. So liegt das Dorf „abseits am Wege“, still und friedlich im weiten Tal inmitten von Obstgärten. Kein Wunder, daß das Dorf in früheren Zeiten den Beinamen „im Gnadental“ führte, herrührend vom ehemaligen Dominikanerinnenkloster, einer Gründung der Grafen von Zollern im frühen Mittelalter, Jahrhunderte hindurch Erbbegräbnisstätte der Zollerngrafen.

Knapp 2 km entfernt vom Dorf liegt die Kreisstadt, „des Reiches älteste Zollernstadt“, wie sie sich früher gern nannte. Das Zollerländchen war bekanntlich von 1850 bis zum Zusammenbruch 1945 „preußisch“ gewesen. In der Schule lernten wir preußische Geschichte und sangen: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben, die Fahne weht mir weiß und schwarz voran!“ Und dabei kamen fast nur die Wehrpflichtigen zur Ableistung ihrer aktiven Dienstzeit ins eigentliche Preußen, solange Hohenzollern zum VIII. Armeekorps zählte mit Sitz in Koblenz. Aber die Rheinländer fühlten sich letztlich genauso als „Mußpreußen“ wie wir Hohenzoller.

Die nahe Kreisstadt bedeutete für uns Dörfler schon die weite Welt. Dort gab es Krämer- und Viehmärkte, viele Geschäfte mit mancherlei Schaufensterauslagen, nicht nur eine, sondern gleich mehrere Kirchen, darunter auch eine evangelische, sogar eine Synagoge, ein Landgericht, das Oberamt, die Leihkasse, höhere Schulen und eine Vielzahl von Wirtschaften, von denen in meiner Jugend die Wirtschaft „Zur Pfanne“ die Stammkneipe der Dörfler war. Aber auch Arbeitsplätze bot die Stadt, auf die manche Dorfbewohner wegen der kargen Landwirtschaft angewiesen waren.

Mit den Kindern der Stadt lagen wir Dorfbuben in Fehde. Bei unseren Gängen ins Städtle gab's öfters Streitigkeiten und Hänseleien. Wir beschimpften die Stadtbuben mit „Spüllumpenfresser“, dem Übernamen der Städter, sie gaben zurück mit unserem Übernamen „Hageverschrecker“. Manchmal gab's auch Hiebe.

Nichts Attraktives bietet das Dorf, von der alten hochgotischen Klosterkirche abgesehen. Das Kloster selbst fiel 1898 einem Brande zum Opfer.

Heimat also wie vielfältig und überall. Aber um diese Heimat kreisen die Gedanken auch heute noch nach mehr denn 50jähriger Abwesenheit, von gelegentlichen Besuchen abgesehen. Immer wieder steigt die Jugend in der Erinnerung auf, Menschen, Bilder, Ereignisse. Sie wiederzugeben will ich versuchen.

Im Kreislauf des Jahres

Seltsam: nie hatte ich so recht das Empfinden als Bub, daß mit dem Glockenschlag nachts 12 Uhr am 31. Dezember ein Jahr zu Ende gegangen und ein neues angebrochen sein soll. Es hatte sich ja nichts verändert in der Natur und im Geschehen, wieso dann also ein neuer Anfang?

Nach Lichtmeß dagegen, wenn die Tage schon wieder länger wurden – „Lichtmeß bei Tag eß“, sagte die Mutter, und wir Kinder wieder länger „auf der Gaß“ herumspringen konnten, wenn der meiste Schnee geschmolzen war, und die schwarze Ackererde und das Grün der Wiesen wieder zutage traten, wenn es draußen wieder „über“ wurde, wenn der Föhnwind lauwarm durch's Tal strich, wenn die ersten Gänseblümchen sich zeigten, Haselnußsträucher und Salweiden blühten, dann, ja dann verspürte man die Veränderung draußen in der Natur, was sich auch auf uns Buben übertrug, denn von jetzt an hörte das Stubenhocken auf. Straßen und Gassen, Feld und Wald gehörten wieder uns Buben, man konnte wieder „Fangerles“ und „Verschlupferles“ spielen, mit Pfeil und Bogen schießen, mit einer Schleuder auf die Spatzenjagd gehen, Kinderhandel austragen zwischen den Oberdörlern und den Unterdörlern, Starenkasten zusammenbasteln und zum oberen Bühneladen hinaushängen, aus Holz vom Holderbaum Schlehbüchsen fertigen und mit Wergpropfen auf die Mädlе schießen. Und schon im März blühten an gewissen Stellen die Schneeglöckchen, die wir an Sonntagen heimholten und dabei verbotenerweise zum Teil mit den Wurzelknollen ausgruben und allerdings in den Hausgarten pflanzten, wo sie dann jahrelang standen und jedes Jahr auch blühten.

Die Karwoche kam in Sicht und mit ihr der Beginn der Osterferien. Am Palmsonntag trugen wir Palmen zur Weihe in die Kirche, die wir aus Haselnußzweigen, Palmkätzchen, Eichenlaubzweigen mit verdorrttem Laub, „Sefig“ zu einem Bündel zusammensteckten und mitten hinein ein aus vier geschälten Holderhölzchen auf einer Haselnußrute aufgestecktes Kreuzchen stellten. Vier solcher Palmen mußten wir zu Hause machen, für uns selbst, für die Lehrerstante, unsere „Dotte“ (Patin), die alte Nachbarin Zitta und für deren verheiratete Tochter Frieda. Am Palmsonntag galt es früh aufzustehen, denn der letzte war der Palmesel. Schon lange vor Beginn des

Gottesdienstes zogen wir mit unseren Palmen zur Kirche, denn auch dort galt der oder die letzte als Palmesel des Jahres. Meist traf es immer wieder die gleichen, die auch sonst überall zu spät kamen. Nach der Kirche lieferten wir unsere Palmen ab, bei der Lehrerstante und bei den beiden Nachbarinnen, wobei es jedesmal 10 Pfennige gab, die wir unserer Sparbüchse einverleibten. Wenn man in diese ein Geldstück warf, präsentierte der Blechsoldat daran, und zwar so lange, bis ein erneuter Geldeinwurf Arme und Gewehr des Soldaten wieder in normale Lage verbrachte. Stundenlang hätte ich dieses Spiel fortsetzen können, doch fehlten dafür die Groschen.

Die Kartage kamen und mit ihnen die abendlichen Metten in der Dorfkirche, bei denen die alten, schönen Psalmen im Wechselgebet zwischen Priester und Volk gebetet wurden. Da stimmten wir Buben aus unseren Mettebüchlein kräftig mit ein:

- ... Du weidest mich auf reichen Fluren,
Du leitest mich an lauterer Bächen ...
- ... An Deiner Hand kann ich nicht irren,
Du bist der wahre Weg zum Leben ...
- ... Barmherzig und von großer Güte
Bist Du mein Heiland und Erlöser ...
- ... Es rühmt dies ein Geschlecht dem anderen,
Auch ich erhebe Deinen Namen.

Vor dem Hochaltar der Kirche stand ein dreizehnarmiger Leuchter, von dem während der Mette nach und nach eine Kerze um die andere von Ministranten mit einer Zange gelöscht wurde bis auf die Kerze in der Mitte, die zu guter Letzt verlassen in der dunklen Kirche noch brannte. Christus bedeutete sie, während die anderen zwölf die Apostel versinnbildlichten, wie sie in der Stunde der Gefahr einer um den anderen den Herrn und Meister verlassen hatten. Mittwochs in der Karwoche läuteten noch die Glocken, Gründonnerstag zum letztenmal beim Gloria der Messe. Das Allerheiligste wurde vom Hochaltar in das altehrwürdige gotische Sakramentshäuschen verbracht, die Glocken schwiegen, statt ihrer klapperten die Rätschen. Ja, die Rätschen! Welcher Dorfbub hätte kein solches Radauinstrument gehabt! Die Kirche selbst besaß davon aus alter Zeit eine ganze Garnitur, die große Schindelrätsche, die dem gewichtigsten Buben der ältesten Schulkasse gebührte, mehrklöppelige und einklöppelige Rätschen, große und kleine, mit denen wir Buben vor jedem Gottesdienst zweimal laut Krach machend durch's Dorf rannten, so daß wir schweißstriefend zur Kirche zurückkamen. Am Karsamstagmorgen beim Gloria der Messe läuteten wieder die Glocken, und damit wurden die Rätschen für ein Jahr wieder in den Ruhestand versetzt.

Dieser Ostersonntag sah uns Buben schon frühmorgens bei der Kirche, fand doch da schon um 6 Uhr früh die „Scheiterweihe“ statt. Jeder rechte Dorfbub brachte sein Scheit mit, ein gewöhnliches Stück Backholz, wie es die Mutter beim Heizen des Backofens benutzte. Mit Ham-

mer und Stemmeisen wurden aus jedem Scheit drei untereinanderliegende Kreuze herausgestemmt, das obere Ende wurde mit einem Loch durchbohrt, durch das eine Trageschnur gezogen wurde. Wiederum mußten wir vier solcher Scheite fertigen, wie wir ja auch vier Palmen zu machen hatten. Vor der Kirchentür war ein kleiner Holzstoß aufgeschichtet, auf den wir unsere Scheite legten, immer kreuzweise übereinander. Der Geistliche trat mit Mesner und Ministranten aus der Sakristei, der Mesner sollte das Feuer durch Feuerstein und Zündel entfachen, so gebot es die Vorschrift der Kirche. Aber selten wollte dies gelingen, doch der Mesner hatte für solche Fälle eine Streichholzschachtel bei sich und entzündete mit einem Streichholz das Feuer, was uns Buben gar nicht eingehen wollte. Über das brennende Feuer sprach der Geistliche seine Gebete, derweilen wir Buben darauf achteten, daß jedes Scheit am unteren Ende bis etwa zur Mitte anbrannte. Kaum war die kirchliche Zeremonie beendet und der Geistliche in die Kirche zurückgekehrt, langten wir Buben unsere noch brennenden Scheite aus dem Feuer, schlangen sie in der Luft und hatten unsere helle Freude an Feuer, Funken und Qualm. Wieder gab's für jedes Scheit bei den Verwandten und Nachbarn einen Groschen, und wiederum konnte der Sparbüchsensoldat präsentieren. Und nun war durch das geweihte Scheit das Haus vor Blitz und Feuer geschützt!

Dem Osterhasen machten wir sein Nest im großen Hausgarten. Schon hatte der Wasserschieferling getrieben, daß wir ihn beim Nestbau mitverwenden konnten. Wohl weil die Stallhasen dieses erste Frühlingskraut so gern fraßen, nahmen wir an, daß es auch dem Osterhasen besonders willkommen sein würde. Da lagen dann am Ostermorgen buntgefärbte Ostereier im Nest, vielleicht auch mal ein rotzuckeriges Osterhäschen. Die Freude war groß. Als das erste Schuljahr anstand, brachte der Osterhase den Schulranzen und die Griffellade. Das Schöne war, daß der Osterhase auch bei den Großeltern und Paten für uns „eingelegt“ hatte. Nach dem Osteramt ging's zu diesen, um deren „Osterhasen“ zu holen. So konnten wir nachmittags nach der Andacht, deren Besuch für alle Schulkinder selbstverständliche Pflicht war, mit den anderen Kindern auf die Wiese gehen und Ostereier „schucken“ (werfen), wobei manchem Ei die Schale sprang. Diese Eier wurden dann gegessen, wobei es manche auf eine sagenhafte Zahl brachten, ohne Bauchweh zu bekommen. In den Osterferien hatten wir Buben noch viel Freizeit, denn die Feldgeschäfte hatten noch nicht begonnen. Morgens früh fuhren wir mit dem Kuhfuhrwerk mit ins Brennholz in den über eine Stunde entfernten Gemeindewald. Denn der Vater war ja Allmandbürger und hatte als solcher Anspruch auf sein Bürgerholz, bestehend aus etlichen Raummetern Brennholz und 100 und mehr Reisigbuscheln. Was waren dies bei trockenem Wetter schöne Fahrten in den frischen Morgenstunden. Bis hoch hinauf zu den Felsen der Alb mußte man dabei. Oft saß das Holz auf unzugänglichen Hängen und Halden und mußte von dort an fahrbare Wege

„gerückt“ werden. Dabei mußte Scheit um Scheit oder Rolle um Rolle den Berg so lange hinuntergeworfen werden, bis man das Holz an einem Weg abfahrbereit wieder aufsetzen konnte. Das machte uns Buben viel Freude, zumal der Vater versprochen hatte, uns zum Vesperbrot ein richtiges Holzmacherfeuer anzuzünden, an dem Brot und Speck fein duftig „gebäht“ werden konnten, wie es im Winter die Holzhauer taten.

Einmal nahm uns der Vater nach getaner Arbeit hinauf auf den Albtrauf, wir kletterten über Felsen und stiegen durch das Felsenmeer hinauf, wo haushohe Felsblöcke und Klötze aus grauer Vorzeit lagern, mit Moos bewachsen und teilweise mit Efeu berankt, so daß sie in der düsteren Stille des Waldes zum Teil wie vorsintflutliche Tiere aussahen. Dort oben in dem Felsgebirge befand sich auch eine Höhle, in die der Vater mit uns einstieg. Ein „Wilder“ soll in dieser Höhle gehaust haben, in Wirklichkeit war es ein harmloser Naturmensch und Maler, der einen langen Vollbart trug und durch sein ungepflegtes Äußere einst einem jungen Holzfuhmann Angst und Schrecken einjagte, so daß er mit einem Hebeisen auf den „Wilden“ losging, der sich als harmloser Naturmensch erwies. Sie wurden dann aber bald gute Freunde, und der „Wilde“ wohnte mehrere Wochen beim Holzfuhmann im Dorf, bis ihn eines Tages der Freiheitsdrang übermannte, und er über Nacht still und spurlos verschwand. – In diesem Felsenmeer hauste in meiner frühen Jugend noch ein Uhu, der letzte weit und breit damals in freier Wildbahn, etliche uralte Eibenbäume hatten sich aus alter Zeit herübergerettet (sie stehen übrigens heute noch als Naturdenkmale geschützt), ehemalige Fanggruben für Wölfe, die „Wolfsgruben“, waren noch zu sehen, was Wunder, wenn in dieser Umgebung das junge Bubenherz bangte und zagte, und ich meinte, jeden Augenblick müßte etwas Außergewöhnliches geschehen, ein Räuber kommen, ein Wolf vor uns stehen oder gar das Rotkäppchen begegnen.

Droben auf den Höhen der Berge schauten wir zum erstenmal in die Weite der Welt und der Heimat. Weit hinten lagen die Höhenzüge des Schwarzwaldes, dort im Westen lagen die Vogesen und hier im Süden die „Schneeberge“, die Alpen also. Zum erstenmal ging mir hier oben auf den Bergen ins Herz ein, wie einzig schön das Heimatland war, zugleich wuchs aber auch die Neugier, zu erfahren, wie die Welt nun wohl hinter dem Schwarzwald und hinter den Vogesen aussehen möge. Liebe zur Heimat, Drang in die Ferne!

Der Saft stieg in die Bäume. Aus Bachweiden machten wir Buben „Hupen“. Die Rinde wurde mit einem Taschenmesser so lange geklopft, bis sie sich vom saftigen Holz unversehrt löste. Ein richtiger Bub begnügte sich mit solch einer einfachen Hupe nicht, er wollte eine „Walduhupe“ haben, für die die Rinde von der Salweide geringelt und abgeschält und sodann in Trompetenform wieder zusammengerollt wurde. Oben hinein wurde dann eine gewöhnliche kleine Hupe gesteckt, und so war das Blasinstrument fertig. War das ein Konzert an Sonn-

tagen, wenn eine Bubenschar mit ihren Hupen trompetend ins Dorf zog!

Der 1. April war damals schon wie heute dazu da, den oder die „in den April zu schicken“. Einmal, ich ging noch nicht in die Schule, sollte ich das Opfer werden. Der Kuno, der Enkel des „Nageljörgle“, des letzten Nagelschmieds weit und breit, und mein älterer Bruder gaben mir 10 Pfennig und schickten mich zur Krämerin, dem Sinzele, um für das Geld „Ibidum“ zu kaufen. Lange sträubte ich mich, nichts Gutes ahnend. Bis die beiden mich dann doch überredeten, und ich zum Kramladen ging. Das Sinzele kam, nachdem ich die Ladenglocke gezogen hatte, und frug nach meinem Begehr. „Für 10 Pfennig Ibidum“, sagte ich und legte den Groschen auf den Ladentisch. Da mußte die gute Krämerin gar herzlich lachen und frug, wer mich geschickt hätte. „Der Kuno“, erwiderte ich. Das Sinzele gab mir den Groschen wieder zurück und sagte: „Jetzt gehst nur wieder zum Kuno und sagst ihm, er wär’ dumm.“ Derweilen konnten der Kuno und der Bruder sich vor lauter Lachen nicht genug tun, daß sie mich hereingelegt und in den April geschickt hatten.

Bald kam der 1. Mai. Als Schulbuben interessierten wir uns auf dem Schulweg in der Frühe, welchen Dorfschönen nachts von den ledigen Burschen buntbebänderte Maien „gesteckt“ waren. Als ich dann später selber im Alter war, um Maien zu stecken, war ich der Heimat längst entronnen. Und wieder einige Jahre später, als ich in einem schönen, romantischen Städtchen – der Fliederstadt im Eyachtal – meine erste Bürgermeisterstelle innehatte und als Junggeselle einem Mittagsstammtisch angehörte, hatten mir zum 1. Mai zechfrohe Kumpare auf den Rathausbalkon einen mit Bier-, Wein- und Sektflaschen geschmückten Maien gesteckt, vielleicht um mich zu mahnen, daß ich mich langsam unter den Schönen des Landes umsehen sollte.

Der Mai war auch für uns Dorfjungen damals schon Wandermonat. Mir machten Maientouren in die Wälder und Berge der Alb und kehrten mit einem Lied auf den Lippen noch so zeitig zurück, daß wir den Gottesdienst nicht versäumten.

Die Maiglöckchen blühten in den Buchenwäldern, wir wußten alle Standorte, mußten aber gewärtig sein, daß wir mit den Buben des Nachbardorfes nicht zusammentrafen, denn ansonsten hätte es blutige Fehde gegeben.

Christi Himmelfahrt kam. In großer Prozession zog das ganze Dorf hinaus in die heimatlichen Fluren, um Gottes Segen auf sie herabzuflehen. Draußen beim Feldkreuz in der Nähe des Elternhauses inmitten eines Tannenhages und unter Obstbäumen errichteten wir jedes Jahr ein Altärchen mit großen Feldblumensträußen, Leuchtern und Kruzifix. Drunten im Unterdorf bei einem an einem Berg stehenden Feldkreuz predigte der Pfarrer, derweilen die zum Teil schon etwas müden Pilger sich um das Kreuz am Berghang lagerten. Eine richtige Bergpredigt wäre es, meinte der Vater, wie sie einst der Herr und Meister mit

den tröstlichen Seligpreisungen gehalten hatte. „Selig seid Ihr ...“

Der Fronleichnamstag führte uns wieder hinaus aus der engen Dorfkirche in die Straßen und Gassen der Heimat. Altäre wurden errichtet, die Häuser geschmückt, Straßen und Gassen gefegt und mit Gras bestreut, um dem Herrn ein würdiges Gezelt zu bereiten. An solchen Festtagen wurden mehr Ministranten benötigt, wie glücklich war ich, wenn ich mit Kreuz oder Fahne der Prozession voranschreiten konnte.

Höher stieg die Sonne, die Bauern redeten vom bald beginnenden Heuet, Sommerjohanni war nicht mehr fern. Und damit kam für die Dorfjugend, ehe die harte Feldarbeit im Heuet uns verlangte, eines der schönsten Dorffeste im Jahreskranz: das „Singefur“ (Johannesfeuer). Uralt war dieser Brauch und geht wohl in die Frühzeit des Dorfes zurück, zumal die Kirche dem hl. Johannes dem Täufer geweiht ist, und an die Klosterkirche angebaut eine noch ältere Johanneskapelle steht, die noch romanische Bauteile aufweist. Die Führung für die Vorbereitung des Johannesfeuers lag bei der ältesten Schulklasse. Zweimal fuhren wir mit einem Heuwagen durch das Dorf, um Holz zu sammeln, das die Leute meistens zurechtgelegt hatten. Den Wagen zogen wir Buben selber, andere „schalteten“, zwei waren auf dem Wagen, um das Holz zu stapeln, andere mußten es zutragen, einer bediente die „Micke“, zwei trugen dem Troß einen an einer langen Stange befindlichen Kranz voran, den die Schulmädchen anfertigten, einen größeren äußeren Kranz aus Gartenblumen und einen kleineren inneren Kranz aus lauter Vergißmeinnicht, in dessen Mitte ein Bildchen mit dem hl. Johannes dem Täufer angebracht war. So streng waren die Riten! Auf einer Anhöhe des Dorfes wurde der Holzstoß errichtet, aus dessen Mitte die Stange mit den beiden Kränzen herausragte. Abends übernahm die ledige Mannschaft die Führung. Sie bestimmte den Zeitpunkt des Anbrennens des Holzstoßes, sie lenkte und leitete das Feuer mit langen Prügeln, mal in dem Feuer stochernd, mal auf brennende Klötze schlagend, auf daß die Funken haushoch flogen. Bengalische Zündhölzer wurden geworfen, die Mädchen armten sich ein und sangen alte Volkslieder: Im schönsten Wiesengrunde ... , Seht, wie die Sonne dort sinket ... Bald nahte dann der große Augenblick des Abends, an dem der erste Ledige es wagte, über bzw. durch das Feuer zu springen. Ein Bravo, wenn er gut hinüberkam, ein Auslachen, wenn es mißglückte. Auch wir Schulbuben wagten es dann bald, derweilen die ledigen Burschen ihre Mädle holten, die sich zwar kreischend wehrten, trotzdem aber innerlich froh waren, zu den Auserwählten zu zählen. So brannte das Feuer herunter, so um 11 Uhr (23 Uhr) ging's nach Hause, wobei die Burschen ihre Herzallerliebsten „heimführten“.

Der Heuet forderte in meiner Jugend noch harte Arbeit von jung und alt, hatten doch viele Bauern überhaupt noch keine Maschinen, so daß die Arbeit manuell verrichtet werden mußte. Um vier Uhr und früher ging's

auf die Mahd, die Älteren mähten, die Kinder mußten „warben“. Der ganze Tag war angefüllt mit Handarbeit, mit Wenden, Schochen, Zusammen„keien“, Laden, Abladen, so ging es tagaus, tagein bis zum Schluß. Von einem Kinderschutzgesetz wußte man auf dem Dorf nichts, wir sind aber gleichwohl groß geworden, ohne Schaden zu nehmen.

Ähnlich war es dann später bei der Getreideernte und im Ohmdet. Auch hier mußten wir hart zupacken. Es soll gesagt sein: ich war und bin nicht wenig stolz, einen großen Heuwagen laden zu können, auch später noch, als ich dann und wann im Heuet in Ferien nach Hause kam.

Der Sommer ging unbemerkt ins Land. An Kräuterweihe (Mariä Himmelfahrt) trugen wir vier „Weihsang“ in die Kirche, zusammengestellt aus Korn- (damals noch Dinkel), Gerste- und Haferbüscheln, rote Kerzen und Königskerzen, Weißkraut- und Dickrübenblättern. Wiederum belieferten wir die Lehrstante und die beiden Nachbarinnen, und wiederum gab's etliche Groschen für die Sparbüchse mit dem präsentierenden Soldaten.

Nach der letzten Fuhre Heu war die „Heukatz“ fällig, und nach dem letzten Garbenwagen die Sichelhenke. Aber gefeiert wurde nicht, man saß eine Viertelstunde länger und gemütlicher beim Nachmittagsvesper, die Eltern erzählten aus ihrer Jugend, wie sie „Theater spielten“, „Maschgera gingen“, den und jenen Schabernack trieben. Der Vater konnte begeistert aus seiner Soldatenzeit 1886–1888 in Köln erzählen. Drei Kaisern hatte er in dieser Zeit geschworen: Wilhelm I., Friedrich III. und Wilhelm II.

Mariä Geburt zieh'n die Schwalben furt, sagt die Bauernregel. Es herbstete, die Tage wurden merklich kürzer, Wiesen und Getreideäcker waren abgeerntet. Eines Tages zog der Schäfer ins Dorf mit 200 bis 300 Schafen. Der Pferchkarren wurde in die Gemarkung gefahren und die Hürden aufgeschlagen. Da waren wir Buben dann bald gut Freund mit dem Schäfer, lagen ganze Nachmittage bei ihm draußen auf dem Feld, gruben nach Mäusen und Maulwürfen, rauchten gestohlenen Pfeife, durften schon mal beim Schäfer schnupfen. Er konnte so nette Geschichten erzählen, war ja auch schon weit herumgekommen, kannte den Schwarzwald und das Badische, hütete im Winter im Elsaß und im Frühjahr und Sommer auf dem Truppenübungsplatz Heuberg.

Die Wiesen hatten wieder getrieben. Nachmittags trieben wir die Kühe auf die Weide, trieben allerhand Allotria, brieten Äpfel am Feuer und schmiedeten Pläne für das Erwachsensein. Abends trieben wir das Vieh wieder zurück ins Dorf und knallten mit den Peitschen, daß man meinen konnte, die Hölle wäre losgelassen.

Dann ging's in die Kartoffeln, die man damals noch mit der Hacke ausmachte. Das Schönste für uns Buben dabei waren die Kartoffelfeuer, deren Rauch während der Kartoffelernte sich über die ganze Gemarkung und darüber hinaus hinzog und jenen herben Duft verbreitete, wie er im Herbst vielfältig anzutreffen ist. Köstlich waren da-

bei die am Feuer gerösteten Kartoffeln, wobei es beim Essen auf ein bißchen Dreck nicht ankam.

Weiter ging es in den Herbst hinein, die Laubwälder der Alb prangten im farbenreichen Herbstkleid, Nebel lagen früh über der Landschaft, der letzte Ertrag der Äcker und Krautländer wurde heimgeholt: Dickrüben und Weißkraut. Das Obst wurde geerntet, so es welches gab, draußen auf den Baumwiesen in der „Halde“ und im „Weinschlatt“ und droben im „Roßberg“. Der Krautschneider kam ins Haus und schnitt das Weißkraut ein, das ich mit den zuvor sauber gewaschenen Füßen einstampfte.

Der Vater mostete so an die 1200 Liter, so daß es an Haustrunk nie fehlte. Bier wurde ganz selten gekauft, mal zu einem Feiertag oder an einem arbeitsreichen Tag im Heuet zum Feierabend.

So rückte die „Kirbe“ heran mit dem dritten Sonntag im Oktober. Da buk die Mutter viele Kirbebeeten, wobei wir Kinder uns helfend betätigen konnten: beim Teig machen Milch nachschütten, die ausgewellten Beeten in die Backküche tragen, die fertiggebackenen wieder hinauf in die Stube. Mancherlei Beeten gab es: Zwiebelbeeten und Knollenbeeten, Zwetschgenbeeten und Röhrlesbeeten, Sträußelbeeten und Käsbeeten, sogar Zuckerbeeten. Nun wähle, mein Herz! Die Wahl tat einem weh, aber wir aßen uns durch alle Arten hindurch, auch wenn der Bauch mal etwas weh tat. Bis zu vierzig solcher Beeten buk die Mutter, so daß der Brotlaib für einige Tage in den Hintergrund trat. Die Verwandten in der Stadt erhielten ihren Teil Kirbebeeten geschickt, doch kam von dort zum Ausgleich ein nicht minder schweres Paket mit Kirbe„kuchen“, der vornehmer war als unsere dörflichen, noch unmittelbar am Feuer gebackenen Beeten. Die Kuchen waren städtisch, die Beeten dörflich!

Am Kirbemonntag hatte der Zeitungsbus einen Armkorb bei sich, denn in vielen Häusern gab's für ihn ein oder mehrere Stück Kirbebeeten. Ein solcher Zeitungsaussträgergang durch's Dorf lohnte sich, und der Zeitungsbus konnte uns gut nachrufen: „Komm mir auf d'Kirbe!“ Nachmittags am Kirbesonntag gingen die Ledigen zum Tanz, derweilen die Männer ihren Kirbeschoppen tranken. Nun war's ja mal wieder für ein Jahr geschafft, die Ernte war geborgen, das Sauerkraut war in der Krautstände, die Mostfässer waren gefüllt, und die Sau im Stall nahm täglich zu, so daß man bald ans Schlachten denken konnte.

Dazwischenhinein gingen wir Buben noch manchen Sonntag in die Obstwiesen, um dort zu „afterbergen“. Dies war altes Recht, daß ab Martini die Wiesen und Felder frei waren, und was dann noch an vereinzelt Obst an den Bäumen hing, war Allgemeingut. Es ging dabei weniger um die paar Äpfel, als vielmehr um das bißchen Romantik, das mit diesem „Afterbergen“ verbunden war. Daheim machten wir dann, altem Brauch folgend, „Mauchelenester“ im Bett oder an sonst verborgenem Ort in der Schlafstube, um daraus beim Schlafengehen noch

einen Apfel oder eine Birne zu holen und über dem Einschlafen zu essen.

Es ging Allerheiligen zu. Wir Kinder wurden in den Wald und auf die Heide geschickt, um Tannenreiser, Silberdisteln, Moos und Heidekraut für Kränze zu holen, die die Mutter und Großmutter selber anfertigten. Und nachmittags vor Allerheiligen fuhren wir die Kränze auf dem Leiterwägelchen zum Friedhof bei Heiligkreuz, um die Gräber der Verwandten zu schmücken. Anfangs waren es fast lauter Gräber, deren Tote ich nicht mehr kannte: die Urahne und der Urahne, die Unterdorfahne und der Oberdorfahne, ein alter Vetter hier und dort eine längst verstorbene Base, wobei für uns Vetter für Onkel und Base für Tante galt. Doch schon nach wenigen Jahren traten neue Gräber hinzu, das der Großeltern mütterlicherseits, von Vettern und Basen, die ich noch alle kannte. Und eines Jahres waren die Gräber der Urgroßeltern nicht mehr, das Grabfeld wurde geräumt. Eine Generation mußte einer jüngeren Platz machen, so ist es nicht nur im Leben, sondern selbst im Tode.

Der Nikolaustag rückte heran. Die Vorfreude darauf blieb zwar nicht ohne gewisse Bangigkeit darüber, ob denn der heilige Mann die oder jene Untat doch wissen könnte. Es ging aber immer besser ab als gedacht, so daß die Hanselmänner und Lebkuchen und Nüsse und Äpfel durch keine Bitternis getrübt wurden. So konnte man an Nikolaustag nach der Schule bei den Großeltern, bei der Dotte und beim Dötte frohen Mutes die Hanselmänner abholen, die auch dort für uns vom Nikolaus „eingelegt“ wurden. Wie an der Kirbe trat für uns Buben um jene Zeit der Brotlaib etwas in den Hintergrund, soviel Hanselmänner mußten gegessen werden. Bei einem Gang durch's Dorf waren sie in vielen Häusern, in denen Buben wohnten, zwischen Vor- und Innenfenster aufgestellt, manchmal ganze Fenster voll und darunter wahre Prachtkerle in Größe und Umfang.

Eines Morgens war die Landschaft schneebedeckt, über Nacht wurde es Winter. Die Schlitten, die das Jahr über in einer Ecke des Schopfes verstaubt lagen, wurden hervorgeholt und auf ging's zum Schlittenfahren, mal an den steilen Mühlhof, mal an den Haldenberg. Die oft selbst verfertigten und von Generation zu Generation vererbten „Bauchschlitten“ waren weitaus in der Mehrzahl, vornehmere Eisen- oder gar Rodelschlitten waren im Dorf selten. Größere Buben trieben ein „Wasserschlittle“ auf, mit dem früher vor dem Bau der Wasserleitung das Wasser von den Dorfbrunnen in Gölten im Winter nach Hause gefahren wurde. Ein solcher Schlitten bot für 8 bis 10 Kinder Platz, wobei sie alle wie die Heringe übereinander hingen. Aber weil dabei auch schon Mädle mitgenommen wurden, war die Platzenge keineswegs unsympathisch. Die Wasserschlittle waren ansonsten das Reservatrecht der Ledigen, die abends mit ihren Liebsten zum Schlittenfahren gingen. Manchmal wurde von den Ledigen ein Mistschlitten bei einem Bauern aufgetrieben, mit dem es in großer Besetzung den Berg hinunterging.

Schlittschuhlaufen war ebenfalls beliebt, insbesondere dann, wenn der Dorfbach zugefroren war und eine Eisbahn bot. Schneemänner machten wir und Backöfen. Ein altes Ofenrohr diente als Kamin, wir feuerten mit Stroh, und in die ausgehöhlten Köpfe der Schneemänner stellten wir Kerzchen und jagten damit den kleinen Kindern Angst ein.

Eines Tages hatte der Vater den Metzger bestellt, denn vor Weihnachten sollte noch geschlachtet werden, auf daß vorgesorgt war. Drei Zentner und mehr schwer war die Sau, die unter Mithilfe des ganzen Hauses ihr Leben lassen mußte. Wir Kinder durften schon mithelfen, dem Säulein im großen Zuber die Borsten auszureißen, und bei vorgeschrittenem Alter bekamen wir vom Metzger ein scharfes Messer in die Hand, um auch beim Schaben zu helfen. Das Säule wurde dann, wenn es fein säuberlich auf dem Schragen lag, an dem großen Rechen aufgehangen, der Metzger schnitt ihm den Bauch auf, holte die Eingeweide heraus, schnitt Kopf und Füße ab und legte alles das zurecht, was zum Verwürsten bestimmt war. Nach dem Reinigen der Därme ging es an's Würstmachen, Blut- und Leberwürste hauptsächlich, die bald im Kessel brodelten. Zwischendurch gab's Kesselfleisch, das auf dem Hackklotz geschnitten und mit etwas Salz und Brot gegessen wurde. Die Männer tranken vorweg einen Schnaps und sodann Most. Kirsch- und Zwetschgenwasser aus eigener Ernte war immer im Haus. In der Küche wirkten die Frauen, denn zur Metzelsuppe gab es eingangs Flädlesuppe, sodann zu den Würsten und dem Fleisch Knöpfle, Sauerkraut und „Grumbieraschnitz“. Die Verwandtschaft war mit Kind und Kegel eingeladen, Tische mußten zusammengerrückt werden, um die Gäste alle aufzunehmen, wobei die Frauen erst dann zum Essen schritten, wenn die Männer und Kinder fertig waren. Am Kopfende saß der Metzger, er schnitt Würste und Fleisch an, probierte von allem, um zu zeigen, daß man seine Ware mit Appetit essen könne. Für uns Buben war es Ehrensache, uns durch all die Köstlichkeiten von Würsten und Sied- und Bratfleisch hindurchzuessen, auch wenn man zum Schluß nicht mehr Papp sagen konnte und den oberen Hosenkнопf aufmachen mußte. Der Metzger stand früher auf, denn nachmittags hatte er schon wieder woanders zu schlachten. „So, nun esset se g'sund und z'frieda“, verabschiedete er sich.

Abends durften wir beim Speckschneiden helfen. Das gab zwar „schmotzige“ Hände, doch schmeckten die Grieben, die beim Auslassen des Speckes übrigblieben, um so besser. Die Vöglein aber bekamen davon auch ihren Teil, wie ihnen der Vater auch manchen sonstigen Brocken im Garten hinterließ. Die „Saublase“ wurde in der Werkstatt aufgehangen, manchmal hingen dort 3 solcher Gebilde, die in früheren Zeiten für mancherlei Zwecke verwendet wurden, so z. B., um Flaschen luftdicht abzuschließen. Wir Buben benutzten sie aber an Fastnacht, um als „Hanswürstel“ mit ihnen die Mädle zu verdreschen. Weh tat's ja nicht! In der Werkstatt

hing auch der Saunabel, der zum Schmieren der Sägen und anderer Werkzeuge benutzt wurde. Und in der Küche am Brett hing das „Schmeerlaible“, das bei eitrigen Geschwüren als altes, bewährtes Hausmittel unentbehrlich war. Ein Stückchen Schmeer auf die Wunde gelegt, und Dreck und Eiter wurden zusammen- und herausgezogen. Ja, was so ein Säule doch für wertvolle Dienste leistet! Ich lasse nichts über diese Borstentiere kommen und wäre jederzeit bereit, einer Einladung zu einer echten, bäuerlichen Metzelsuppe sofort nachzukommen.

Nun konnte Weihnachten kommen, der Schinken hing im Rauch, und mancher Braten lag eingesalzen in der Gölte. Und Weihnachten kam, damals wie heute mit jenem Zauber des Geheimnisses und des Geheimnisvollen. Der Vater besorgte am Heiligen Abend den Stall früher als sonst, wobei er dem Vieh als Weihnachtsgabe zum Schluß eine Raufe Öhmd gab. „Das Vieh soll auch wissen, daß Weihnachten ist“, pflegte er zu sagen. So kam dann an jedem Heiligen Abend das liebe Christkind ins Bauernhaus und brachte einen Weihnachtsbaum und eine Krippe, die der Urgroßvater in seinen Mannesjahren schon für seine Kinder gemacht hatte. Und beschenkt wurden wir Kinder auch, von zu Hause aber nur mit praktischen Dingen, Kleidungs- und Wäschestücken, etwas für die Schule oder was sonst war. Aber Springerle gab's und Ausstecherle in gar manchen Arten und Formen und nicht zu vergessen das schmackhafte Hutzelbrot. Am Weihnachtsmorgen wurden wir in der Frühe für die Christmette geweckt. In Mantel und Schal – Balledin sagten wir – gut verhüllt, Fausthandschuhen und „Gäderstützetle“ an den Händen, zwei Paar Strümpfen an den Füßen stampften wir durch den hartgefrorenen Schnee zur alten Klosterkirche. Aus den meisten Häusern begegneten uns Mettebesucher, so daß sich bald eine lange Kette von Kirchgängern bildete. Sie alle wollten teilhaben am Wunder der Heiligen Nacht.

In der Kirche brannte der mächtige Christbaum aus vielen Wachskerzen, die Frauen hatten in ihren Kirchenstühlen Wachsstöcke brennen, Männer vereinzelt ein Kerzlein, denn die Kirche war damals noch ohne elektrische Beleuchtung. Die Orgel intonierte Weihnachtslieder, der Priester zog mit einem Heer von Ministranten, unter denen auch ich manchmal aushilfsweise zu sehen war, zum Altar, die Orgel setzte kräftig ein, die schönen, alten Weihnachtslieder erfüllten den Raum und gingen manchen ans Herz. Kein Wunder, daß man in der Christmette den und jenen Besucher sah, der das Jahr über den Weg zur Kirche nicht oder nur selten fand.

Der Christmette folgte das Hirtenamt, eine zweite Messe also, in der wiederum nur Weihnachtslieder gesungen wurden. Danach ging es erfroren aber innerlich beglückt schnell nach Hause, da und dort brannte in Häusern der Christbaum, aus den Ställen drang der matte Schein der Stallaternen. Daheim am großen Kachelofen war man schnell warm, der heiße Kaffee – allerdings war es nur gebrannte Gerste und Zichorie – mit viel Milch half

nach, der große Kranzkuchen und sogar ein Gugelhupf wurden am Weihnachtsmorgen angeschnitten, Weihnachten war auch im Bauernhaus eingekehrt.

Am zweiten Weihnachtsfeiertag, am Stefanstag, besuchten wir im nahen Städtlein die Krippchen in der Stadtkirche und in der alten Klosterkirche St. Lutzen, wobei es uns besonders dieses Krippchen angetan hatte, weil der dortige Mesner die alten Krippenfiguren in bunter Tracht angezogen hatte. Jedes Jahr kamen neue Kleidchen hinzu, mal für den Hirten, mal für einen heiligen Dreikönig, mal auch für den heiligen Josef. Für jedes Kirchenfest ergänzte der Mesner seine Krippe und stellte sie auf den jeweiligen Festtag um. Auf Dreikönigstag kamen die Heiligen Drei Könige mit ihren Kamelen hinzu und mit gar mancherlei Geschenken, am Sonntag mit dem Evangelium von der Hochzeit zu Kanaan waren Braut und Bräutigam mit Hochzeitsgästen und Weinkrügen aufgestellt, immer wußte der Mesner etwas Neues. So gingen wir in der Weihnachtszeit mehrmals zum Kripplein nach St. Lutzen und schenkten dem schwarzen Mohrenbub einen Kreuzer – einen oder zwei Pfennige –, der sich bei jedem Einwurf mit einem Kopfnicken bedankte. Wenn wir „zum Krippele“ in die Stadt gingen, erhielten wir einen Zehner extra von zu Hause, um sich in der Stadt eine Laugenbrezel oder eine Mutschel zu kaufen. Für 10 Pfennig gab es damals entweder zwei Brezeln oder zwei Mutscheln.

Daheim in der Dorfkirche gab es lange kein Kripplein, bis sich eines Tages ein auswärtiger Wohltäter fand, der dem Dorf eine künstlerisch wertvolle Krippe mit holzgeschnitzten Figuren schenkte. Aber für uns Kinder ging halt nichts über das St. Lutzenkrippele mit den in allen Farben angezogenen simplen Krippenfiguren.

Auf Weihnachten folgten bald Sylvester und Neujahr. Neujahranschießen wurde schon immer groß geschrieben auf dem Lande, denn für Feuerwerk und derlei Zinnober fehlte das Geld. Wir Buben verfertigten unser Schießwerkzeug so: zu einer leeren Patronenhülse, wie sie durch die Reservisten oder auch durch Manöversoldaten in jedes Dorf kamen, wurde ein passender Stöpsel aus einem alten Schlüssel oder einem Sparrennagel durch Abfeilen des Bartes oder der Spitze zurecht gemacht und Patronenhülse und Stöpsel mit starker Schnur oder Draht versehen. In die Patronenhülse wurden Knallplättchen gelegt, das Schächtelchen kostete 3 Pfennig und enthielt gut und gern 50 und mehr Knallplättchen. Der Stöpsel wurde in die Hülse eingeführt, daß er mit den Knallplättchen in Berührung kam. Sodann wurde das Schießgerät an Schnur oder Draht mit starkem Schwung gegen einen Mauerstein oder einen sonstigen harten Gegenstand geschlagen, wobei die Schießplättchen mehr oder weniger laut, je nach ihrer Menge, knallten. Verwegene Buben machten die Ladung so stark, daß entweder die Patronenhülse zerriß oder wenigstens Schnur oder Draht entzweigingen, wobei es vorkommen konnte, daß der Schütze leichte Verletzungen von sich trug. Aber er kam sich gleichwohl als Held vor.

Die Ledigen schossen mit Pistolen, deren Läufe mit Pulver und Papier gefüllt und mittels eines Zündhütchens abgefeuert wurden, wie dereinst die Zündnadelgewehre. Diese Schießerei war zwar verboten, doch wenn ein Gendarm ins Dorf kam, wußten die Burschen ihm rechtzeitig auszurücken. Die Alten waren nur immer besorgt, daß bei dieser Schießerei kein Unheil passierte, was leider dann und wann vorkam. Die Ledigen schossen ihren Herzallerliebsten „das neue Jahr an“, die Mädchen fühlten sich geehrt, wenn es um Mitternacht unter ihren Schlafkammern tüchtig krachte.

An Sylvesterabend ging der Vater nach dem Nachtesen ins Wirtshaus, um alter Sitte gemäß einen Hefekranz auszuwürfeln. Wenn wir an Neujahr erwachten, war unsere erste Sorge, ob der Vater auch einen Hefekranz gewonnen habe. Öfter als einmal, wenn es mit dem Spiel nicht klappen wollte, kaufte der Vater einen Kranz, wie er uns später gestand, um uns Kinder nicht zu enttäuschen. So war sein gutes Herz!

Am Neujahrsmorgen nach dem Gottesdienst gingen wir zu den Großeltern und Dötte und Dotte, um ihnen das Neujahr „anzuwünschen“. „Ich wünsch’ Euch ein glückseliges Neues Jahr“, lautete überall unser Sprüchlein, und dafür gab’s wiederum einen Groschen für die Sparbüchse.

Am Dreikönigstag, damals noch gesetzlicher Feiertag, brachten wir eine Tasse oder ein Glas mit Salz, in dem ein Stück Kreide stak, zur Weihe in die Kirche, doch diesmal nur für uns selbst, so daß also die sonst üblichen Groschen ausfielen. Mit der geweihten Kreide schrieben wir über die Stubentür in großen Buchstaben K + B + M. Hier standen sie dann, die Namenszeichen der Heiligen Drei Könige, das Salz aber vermengten wir mit dem Inhalt des großen Salzhafens in der Küche.

Dann kam der 27. Januar und damit Kaisers Geburtstag. Der letzte Kaiser Wilhelm II. war am 27. Januar geboren und an diesem Tage fanden im ganzen Vaterlande Geburtstagsfeiern statt. Droben auf der Zollerburg war geflaggt. Als kleiner ABC-Schütze mußte ich bei der Schulfestfeier ein Gedicht vortragen, das mir heute noch im Gedächtnis ist:

„Bin zwar ein kleiner Knabe noch,
Der wenig nur erst weiß.
Jedoch den Kaiser kenn ich doch,
Und sag ihm Lob und Preis.“

So lautet die erste Strophe, doch Gedicht und Lieder und die Rede des Lehrers interessierten uns weniger als vielmehr die Ansprache des Bürgermeisters, in der er uns eine Kaiserwurst und einen Kaiserweck ankündigte, die wir gern in Empfang nahmen, zumal sie für manche Schulkinder die einzige Wurst im Jahr war, die sie erhielten.

Einmal an Kaisersgeburtstag, als ich kleiner Sextaner war, durfte ich bei der abendlichen Feier des dörflichen Militärvereins, dessen Vorsitzender der Vater war, bei einem Theaterstück mitwirken. Ich hatte die Rolle eines

Waisenknaben zu spielen, der zu guter Letzt in einem Kriegerwaisenheim gute Aufnahme fand. Als Belohnung für meine „Schauspielkunst“ erhielt ich aus der Kasse des Vereins eine Schützenwurst und eine Mutschel. Seither stand ich nie mehr auf jenen Brettern, die die Welt bedeuten.

An Marie Lichtmeß brachten wir Kerzen zur Weihe in die Kirche, die für das Altärchen beim Feldkreuz an Christi Himmelfahrt bestimmt waren und für den Fall eines Versehanges vorsorglich zu Hause aufbewahrt wurden. In der Kirche wurde der Blasiussegen gespendet, der vor Halskrankheiten bewahren sollte.

Nach Dreikönigstag redeten die Ledigen vom „Mascheragau“. Es war ganz selbstverständlich, daß vor diesem Tage keinerlei Fastnachtsveranstaltungen stattfanden, von Dreikönigstag an aber die Fastnacht freigegeben war. Zwar fanden auf dem Lande, von Vereinsfeiern abgesehen, keinerlei Bälle statt, vielmehr wickelte sich die Fastnacht für die Ledigen hauptsächlich abends durch Hausbesuche ab. Wie froh waren wir, wenn dann abends öfters Maskenbesuch ins Haus kam. Da kamen die jungen Leute als Mausfallen- und Kochlöffelhändler, der eine bot Schwefelhölzle, ein anderer Besen aus Buchenreisig an, mal kam eine Zigeuner- mal eine Musikantengruppe. War das dann ein Umtrieb in den Wohnstuben! Sobald die Masken weg waren, ging es ans Raten und Fragen, wer die Masken wohl gewesen sein mögen.

Wir Kinder sind tagsüber verkleidet im Dorf herumgesprungen und waren Hans im Glück. Einmal hatte ich die Rolle eines Bären zu übernehmen, wie ja damals öfters mal Bärenreiber ins Dorf kamen. Mit Saubohnenstroh banden mir meine Kameraden Füße, Beine, Leib und Arme ein, der Kopf wurde mit einem braunen Tuch umwickelt, aus dem durch 2 Augenschlitze gerade noch etwas Sicht war, in die Hände bekam ich einen dicken Prügel, um den Leib eine lange Kette, und so ging's mit dem Bärenführer und seinem Gefolge, das genauso verlumpt aussah wie richtige Bärenreiber und Zigeuner, durch's Dorf. Ich mußte auf den „Hinterfüßen“ traben und tanzen und den Prügel dabei in den „Vorderpranken“ hochhalten, mal mich wild gebärden und den Kindern Angst einjagen, vor den Häusern „bitte, bitte“ machen und anschließend eine Verbeugung für die Gabe. Denn im Betteln taten wir es den echten Bärenreibern gleich! Kein Wunder, daß ich zum guten Schluß schwitzte wie im Hochsommer und die gute Mutter zu Hause schimpfte: „Wie konntest du nur so dumm sein und dich als Bär hergeben!“ Doch schön war's, ach, so schön!

An Fastnachtdienstag wurden wir und das ganze Dorf durch die „Tagwacht“ geweckt. In der Morgenfrühe, derweilen die Dörfler noch im Schlaf lagen, zogen die Ledigen durch's Dorf und machten einen Höllenlärm. Eine „Putzmühle“, wie sie zum Reinigen des Getreides nach dem Dreschen verwandt wurde, machte Krach, Blechdeckel, Schellengeläute für Pferdegespanne, Trom-

peten und Trommeln und was ansonsten noch an Lärm-instrumenten aufzutreiben war, sorgten für die Begleitmusik. Am liebsten wären wir Buben gleich mitgezogen, doch jagte man uns wieder in die Betten. Die Schule war an Fastnachtdienstag notwendiges Übel, und wir konnten es kaum erwarten, bis der Lehrer uns entließ. Daheim hatte die Mutter inzwischen „Hosensacknudeln“ und „Fastnachtsküchle“ gebacken, die wir mit einem Heißhunger verschlangen, uns noch beide Hosensäcke vollstopften und zurück ins Dorf rannten, um ja nichts zu versäumen. Dann und wann veranstalteten die Ledigen Umzüge, mal eine Bauernhochzeit darstellend, mal eine Zigeunerhorde, mal die nahen Städtler verulkend, mal örtliche Begebenheiten ins Lächerliche ziehend. War das dann ein Treiben und Frohsinn unter der Jugend, doch nahmen auch die Erwachsenen an dem fröhlichen Umtrieb teil. Der „Odermatt“, so hieß er, kam mit einem großen „Stiefel“ Bier aus dem „Grünen Baum“ heraus, schon nicht mehr ganz nüchtern, und ließ uns Kinder singen:

Hoorig, hoorig, hoorig ist dia Sau,
Und wenn dia Sau it hoorig ist,
No geit se konne Leaberawischt.

Und dann wieder:

Hoorig, hoorig, hoorig ist dia Katz,
Und wenn dia Katz it hoorig ist,
No fangt se konne Mäus.

Und ob wir sangen! Da stand dann der Odermatt mitten unter uns und schwang mit dem vollen Pokal den Takt. Immer wieder und immer noch lauter mußten wir singen, zum guten Schluß durften wir dann den Stiefel reihum austrinken, wobei es nicht ohne Keilerei abging, denn jeder wollte möglichst ein großes Maul voll Bier haben. Der Odermatt ließ dann nochmals füllen, und die Schreierei ging wieder von vorne los.

Damit war für uns Kinder die „Fasnet“ zu Ende, während die Ledigen und auch die Alten abends auf den Dorfball gingen, wo ein Kunterbunt von Masken und Vermummungen anzutreffen war. – Manchmal ging es an Fastnachtdienstag in die nahe Stadt, wenn dort die „Narrhalla“ einen städtischen Fastnachtszug veranstaltete.

An Aschermittwoch ließen wir uns in der Kirche ein Aschenkreuz auf unser sündiges Haupt machen, während dann und wann die Ledigen am Nachmittag dieses Tages noch ein besonderes Vergnügen hatten. Wenn nämlich während der „offenen Zeit“, das ist die Zeit von Dreikönig bis Fastnachtdienstag, keine Hochzeit im Dorf stattfand – in den stillen Zeiten durften keine öffentlichen Hochzeiten sein –, streuten die ledigen Burschen Spreu auf die Straßen, holten ihre ledigen Mädle und ließen diese hinter der Spreu eine hölzerne Egge ziehen, womit symbolisiert werden sollte, daß die Zeit der öffentlichen Hochzeiten unfruchtbar gewesen war. Uralt soll dieser Brauch sein, wahrscheinlich ist er heute größtenteils ausgestorben, schade!

Am Abend des Aschermittwoch bettelten die ledigen Burschen Eier und Speck in den Häusern und ließen sich davon im „Adler“ oder im „Grünen Baum“ große Platten mit Speckpfannenkuchen machen, wozu große Quantitäten Bier getrunken wurden. Das war dann der Abschluß der ausgelassenen Fastnachtszeit, sie war harmlos und bot trotzdem manche Freuden für jung und alt. Bald begann wieder die harte Feldarbeit für die Dörfler, Lichtmeß war gewesen, die Natur verlangte wieder ihr Recht, denn eine neue Wachstumsperiode setzte ein, ein neuer Anfang und ein neues Werden.

Aus dem dörflichen Alltag

Von Hausierern, Musikanten und fahrendem Volk

Sie gehören zum Dorf so gut wie seine Bewohner, diese Menschen, die jahraus, jahrein in regelmäßigen Abständen ins Dorf kamen, um ihre Waren feilzubieten, ihr Handwerk anzupreisen oder ihre Künste zu zeigen. So tauchte immer wieder der „Mina“ auf, ein Pfannenflicker von Beruf und aus Italien stammend. Er flickte Pfannen und Kessel und Schapfen und Eimer, und so hieß er nur „der Pfannenflicker“, doch die Leute waren froh an ihm, denn um wenig Geld lötete er die Löchlein und Schadstellen zu. Seine Werkstatt schlug er bei schönem Wetter im Freien auf. Dort saß er auf einem Schemel bei seiner Feldschmiede, pfiff oder sang ein Liedchen und flickte und flickte. Wir Buben standen manchmal bei ihm und bewunderten seine Kunst. In späteren Jahren ist der Mina nach Deutschland gezogen und erwarb die deutsche Staatsangehörigkeit. Heute und schon längst gibt es ihn nicht mehr, den wandernden Pfannenflicker.

Die „Bürstenhanne“ kam aus Lützenhardt im Schwarzwald, seinerzeit ein armes Schwarzwalddorf, heute weitbekannter Luftkurort. Die Männer verfertigten in Heimarbeit Bürsten, und die Frauen verkauften sie auf dem Hausierhandel. Die „Bürstenhanne“ wohnte im Dorf bei den Großeltern mütterlicherseits, dort hatte sie Heimatrechte, obwohl nicht verwandt. Tagsüber ging sie mit ihrer Ware über Land, abends kam sie zum Schlafen zurück ins Dorf, setzte sich an den Tisch wie zur Familie gehörend. – An einem starken Drahring hingen die Bürsten alle, den die Hanne auf der Achsel trug: Kleider- und Schuhbürsten, Viehbürsten und Roßkartätschen, Haar- und Bartbürsten, Bürsten für die Wäsche und Bürsten für alles mögliche. – An den Jahrmärkten im Städtle hatte die „Bürstenhanne“ ihren Stand. Auf einem langen Tisch aus Brettern war die Bürstenware ausgelegt, die vielseitigen Zuspruch fand, denn die Bürstenhanne war als reell weit und breit bekannt. – Auch sie sind ausgestorben, die Bürstenhändler in Lützenhardt, ozonreiche Luft verkauft sich leichter an die Kurgäste.

Das „Kochlöffelmannle“ sei nicht vergessen. Er war im Nachbarort Schlatt zu Hause, ein gar lustiger und durstiger Kumpan. Mit selbstverfertigten Kochlöffeln und Wäscheklammern ging er hausieren, doch war sein Warenbestand nie groß, es kam ihm weniger auf den

Verkauf seiner Ware an, als daß er vielmehr bettelte, einen Kreuzer oder auch ein Stück Brot. Der Kochlöffelhandel bildete mehr oder weniger das Scheingeschäft für seine Bettelei. Manchmal mußte er einige Tage brummen, wenn ihn der Gendarm beim Betteln erwischte. Mit einem Zwerchsack wanderte er durch das Land, den er mit der einen Hälfte nach vorn, mit der anderen auf dem Rücken über die Achsel trug. Eines Tages, als ihm die Lehrerstante die üblichen Kreuzer (zwei Pfennige) gab, begehrte er auf und meinte: „A Fünferle, a Fünferle, s'hott alles aufschlage, s'Bettla hot au auf aufschlage!“ Das Bettelgeld setzte er allzusehr in Schnaps um, anstatt es seinem Weib und seinen Kindern zukommen zu lassen. Er war ein fröhlicher Geselle, und wenn er beschwipst war, sang er das Lied vom lieben Augustin, denn auch er hieß August:

O du lieber Augustin, alles ist hin,
s'Geld ist versoffa und s'Weib ist verloffte,
O du lieber Augustin, alles ist hin!

Heute ist er schon lange tot, nur die Alten können sich seiner erinnern, ein Original ging mit dem „Kochlöffelmannle“ hin.

Regelmäßig kamen Musikanten ins Dorf. Aus der Rheinpfalz kamen sie zu vieren und fünfen, ließen auf den Straßen und Gassen ihre Weisen ertönen und sammelten Gaben mit dem Hut in der Hand von Haus zu Haus. „Tief drinn im Böhmerwald, wo meine Wiege stand“, „Wie die Blümlein draußen zittern ...“, „Im Grunewald, im Grunewald ist Holzauktion“ und wie die Lieder alle hießen, bliesen sie immer wieder aufs neue. Die Musikanten wurden nicht als Bettler angesehen, sie boten ja ihre Musikkunst für die erbetene Gabe. – Auch im Dorf gab es Musikanten, die aber hauptsächlich auf Hochzeiten zum Tanz aufspielten, hausieren gingen sie nicht. Musikanten begegneten mir selbst an meinem Hochzeitstag zwar nicht in der Heimat. Sie spielten beim Haus meiner Braut ein Ständchen und erhielten gern einen Extraobolus. Auch jene Musikanten waren auf Wanderfahrt.

Dann und wann kamen Barentreiber ins Dorf, schwarze, verlumpte Gesellen, wohl Zigeuner. Braune Bären führten sie am Nasenring mit, die immer wieder ihre Tanzkünste zeigen mußten, nicht ohne dabei manchen Hieb oder Stoß mit einem Prügel zu bekommen. Ab und zu führten solche Trupps auch mal ein Kamel oder ein Dromedar mit, wobei wir Buben uns stritten, welches dieser Tiere ein und welches zwei Höcker hat. War dann noch ein Affe mit bei der Truppe, so war die Neugier von uns Kindern besonders groß, und wir begleiteten diese Trupps durch's ganze Dorf.

Auch die Drehorgelmänner von einst sind heute verschwunden. Invaliden aus dem 70er Krieg mit einem Holzbein oder nur einem Arm, im Bergwerk zu Schaden gekommene Bergleute, verkrüppelt an Händen oder Füßen, manchmal auch erblindet waren sie, denen ihre Rente nicht zum Lebensunterhalt ausreichte und deshalb

durch Drehorgelmusik zu einer zusätzlichen Einnahme zu gelangen versuchten. Auch sie erhielten ihren Kreuzer für ihre Drehorgelmusik, die mir heute noch in den Ohren klingt. Längst hat die soziale Gesetzgebung den Kriegsbeschädigten und Invaliden eine Rente zugesichert, daß sie nicht mehr auf den Bettel angewiesen sind. Und das von Rechts wegen!

Von Wandkalendern und einem Kirchengesangbuch, von alten Zeitungen und allerlei Geschriebenem

Die Innenseite des Wandschranks in der Wohnstube war der unverrückbare Platz des Kalenders „Lahrer hinkender Bote“. Immer einige Jahrgänge wurden dort verwahrt, denn der Bauer wollte auch manchmal zurückblicken. So ein Bauernkalender war in meiner Jugend eine Art Buchhaltung. Dort wurde alles festgehalten, was sich in Hof und Stall ereignete: wann die Bles rinderte, das Nägele kalbte, die Muttersau zum Eber geführt wurde, was aus den Ferkeln erlöst wurde, wieviel Garben die einzelnen Äcker brachten, wie das Druschergebnis war, und wieviel Simmere der und jener Acker brachte, was an Kartoffeln geerntet wurde und derlei mehr. Es wurden Vergleiche zu den Vorjahren angestellt und also Bilanz gezogen. Daß die netten Kalendergeschichten außerdem interessierten, jung und alt, ja, daß sie das Jahr über mehrfach gelesen wurden, und daß sie sogar, wenn sie in der Wohnstube neuen Kalendern Platz machen mußten, noch jahrelang auf der Bühne verwahrt wurden, um in den Wintermonaten immer mal wieder den einen und anderen herunterzuholen, soll gesagt sein. Da stand dann zu lesen von Blitz und Ungewitter, von Hagelschlag und Unglück im Stall, von miserablen Viehpreisen und Mißernten ebenso wie von guten und zufriedenen Jahren.

In der alten Kommode, die der äußerst talentierte Urgroßvater anfertigte – er war Zimmermann von Beruf und hatte beim Wiederaufbau der Zollerburg in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts die umfangreichen Zimmerarbeiten übertragen erhalten –, lagen allerhand Gebetbücher, darunter noch solche aus dem 18. Jahrhundert mit großen Buchstaben für Leute mit schlechten Augen. Ein Buch ist mir wegen seiner Größe immer wieder aufgefallen: das Konstanzer Gesangbuch. Es stammte aus der Zeit des Bistums Konstanz, hatte eigene Lieder mit eigener Melodie dieser Diözese. Das Gesangbuch atmete wohl noch den Geist Wessenbergs, der als Generalvikar und Bistumsverweser der letzte Bistumsverwalter von Konstanz war und schon damals nachhaltig für die deutsche Liturgie eintrat. 100 Jahre mußten vergehen, bis diese Vorstellung durch das zweite Vatikanische Konzil in unseren Tagen verwirklicht wurde. Wessenberg aber wurde zu seiner Zeit verworfen! – Auch nach der Gründung der Erzdiözese Freiburg, zu der damals Hohenzollern kam, wurden in den meisten Häusern die Lieder und Gesänge im Konstanzer Gesangbuch weiterhin gepflegt und beim Gottesdienst gesungen.

Die Alten konnten sich mit dem Neuen so leicht nicht anfreunden und wollten vom „Magnificat“, dem Gesangbuch der neuen Erzdiözese, wenig wissen. Wenn dann trotzdem nach diesem Gesangbuch gesungen wurde, kritisierten die Alten: „Heut hot me wieder dös neu-modisch Zeug g’sunge, ’s goht halt nichts übers Konstanzer Gsangbuch!“ Besonders in der Adventszeit kam solche Kritik auf, wenn das Lied „Tauet, Himmel, den Gerechten, Wolken regnet ihn herab“ nach dem „Magnificat“ gesungen wurde, die Melodie im Konstanzer Gesangbuch schien den Alten weitaus schöner und rühmvoller. – Aber das Konstanzer Gesangbuch hatte noch ein anderes, das ihm gewissermaßen Ehrfurcht verschaffte. Hinten im Buch befanden sich einige vergilbte Blätter, auf denen ein Stück Familienchronik eingetragen war. Da stand zu lesen, noch in den ungelenten Schriftzügen des Urgroßvaters: am ... ist die Theres geboren, am ... ist der Friedrich geboren, am ... ist die Theres gestorben. So folgte Eintrag auf Eintrag, von jeder Generation fortgeführt, Geburten, Todesfälle, Heiraten. Den letzten Eintrag im Gesangbuch machte ich selber nach dem Tode des Vaters: am 22. Juni 1939 ist unser guter Vater Kaspar gestorben.

Auf der Bühne steht ein großer, alter Trog, wie sie in Bauernhäusern vielfach anzutreffen sind. Darin zu kramen, war von jeher eine Lust. Nicht nur wegen des Inhalts in dem einen der Gefache, in dem die Mutter Hutzel und Schnitz verwahrte, sondern auch des übrigen Inhalts wegen, der aus „geistiger“ Nahrung bestand, aus alten Zeitungsjahrgängen, alten Kalendern und Unterhaltungsbeilagen des „Schwarzwälder Bote“. Zum Teil waren nur die Romane aus den Zeitungen ausgeschnitten und wurden gebündelt verwahrt. So hatte sich im Laufe der Jahrzehnte eine ansehnliche „Bibliothek“ eigener Art angesammelt. Immer wieder wurden im Winter einzelne Bände von der Bühne geholt und oft zum soundso vielen Male gelesen. Schade, daß die meisten Zeitungsbande im Laufe der Jahre den Mäusen und im zweiten Weltkrieg der Entrümpelung zum Opfer fielen.

An einem Winterabend brachte der Vater vom Rathaus – er war Gemeinderat – ein in Schweinsleder eingebundenes dickes Buch mit nach Hause. Da standen auf den dicken, steifen Blättern gar merkwürdige Dinge in für uns Kinder kaum leserlicher Schrift. Es war die sogenannte Kanzleischrift, die mich dann später der Großvater noch lehrte, jene Schrift mit den vielen Schnörkeln. Auf der Titelseite dieses Folianten stand mit großen Buchstaben: „Luckenbuch der Gemeind Stetten, angelegt und erneuert anno 1684 durch Vogt und Gericht.“ Es folgten die Namen: der Vogt Weinundbrod, dessen Sippe heute noch im Dorf lebt, die Richter Flach, Klotz, Baum usw., alles Namen, die auch heute noch im Dorf vorkommen. Aber auch Namen standen da, die heute im Dorf nicht mehr zu Hause sind. – Das Luckenbuch hielt die Fahr- und Tretrechte solcher Grundstücke fest, die nicht unmittelbar an einen Weg grenzten. Und dies waren zur damaligen Zeit die meisten, denn es gab ja

noch keine Flurbereinigungen. Da marschierten die Grundstücke alle auf, und es stand zu lesen: Anton Bulacher des Steffen hat ein Mannsmad Wiesen im Weinschlatt, stoßt auf Sylvester Klotzen Wies, fährt über diesen zum Weinschlattweg. So war es rechtens und ist es bis auf die heutige Zeit, da im Dorf immer noch keine Flurbereinigung stattfand. Welcher Rückschritt! So war Grundstück für Grundstück mit seinen Rechten und Belastungen im Luckenbuch eingetragen, vielfach mit Nachträgen, wenn ein Grundstück in andere Hände übergang. Dann hieß es z. B.: „Jetzt dem Adolf Flach gehörig.“ Das Luckenbuch war der Vorgänger vom späteren Grundbuch. Schade, daß das Buch abhanden kam!

Im Schreibpult, das der handwerklich geschickte Urgroßvater ebenfalls anfertigte, lag in einem Gefach ein Haushaltsbuch. Die Urahne hatte das Buch in ihrer jungen Ehe begonnen und in dem aus gewöhnlichen Blättern gehefteten „Journal“, würde man heute sagen, alle Einnahmen und Ausgaben eingetragen, wie sie sich im Haushalt ergaben. Die Großmutter und später meine Mutter führten diese Eintragungen fort, weitere solcher Bücher entstanden, doch die alten wurden weiter aufbewahrt. Diese alten Bücher bildeten ein Stück Wirtschaftsgeschichte der Heimat und zeugten vom einfachen Leben im Dorf. Alle Verkäufe aus Hof und Stall, Vieh und Getreide, die Einnahmen aus Lohnarbeit wurden ebenso eingetragen wie alle Ausgaben für Kleidung und Alltag. In den ersten Jahrzehnten bis 1870 waren es Gulden und Kreuzer, dann kamen Mark und Pfennig, und nach dem ersten Weltkrieg tauchten Wahnsinnszahlen auf, Millionen, Milliarden, ja sogar Billionen! Bis dann wieder ganz klein und bescheiden mit Mark und Pfennig nach der Inflation im Herbst 1923 begonnen wurde.

Feierabend im Dorf

Am Tannenhaag vor dem Haus neben der Toreinfahrt unter einem mächtigen Kastanienbaum stand die Sitzbank. Die Tagesarbeit war getan, das Vieh versorgt, der Abend legte sich über Dorf und Stadt, es war Feierabend. Die Eltern saßen auf der Bank und lesen die Zeitung, die Mutter ist manchmal noch mit dem Stopfen und Flickern von Strümpfen und Hosen von uns Buben beschäftigt. Dann und wann gesellten sich die Nachbarn dazu, um noch einen Abendschwatz zu halten. Es ging aber wortkarg zu, vom Wetter wurde gesprochen, vom Vieh und von der täglichen Arbeit. Ab und zu aber erhitzen sich die Gemüter, wenn es um Gemeindepolitik ging, um den oder jenen Wegebau, den Farrenstall und derlei Dinge. Dann und wann kamen die Alten auch ins Gespräch über frühere Zeiten, die Männer allzugern über ihre Soldatenzeit und der Nachbar Andres über seine Wanderzeit als Schuhmachergeselle, die ihn weithin

führte bis in die Schweiz und nach Österreich. Da saßen wir Kinder dann mäuschenstill dabei und lauschten neugierig den Erzählungen der Alten. Die Großmutter wußte gar manches aus der Geschichte des ehemaligen Klosters, von einem wundertätigen Altarbild, einem Flügelaltar, dessen Flügel sich jeweils vor dem bevorstehenden Tod eines Angehörigen der Zollerngrafen öffnete und die Leute in Angst und Bange versetzte. Von jenem unglücklichen gräflichen Diener wußte sie, der in seiner Vermessenheit auf ein Kruzifix mit Pfeil und Bogen schoß in der Hoffnung, daß ihm sodann kein Schuß mehr fehlgehen würde. Und wie dann aber beim dritten Schuß der Pfeil im Kruzifix stecken blieb und nicht mehr herauszubringen gewesen war und der unglückliche Diener ob seiner Freveltat draußen bei Heiligkreuz, dem heutigen Friedhof, mit seinem Leben habe büßen müssen.

Die Großmutter wußte auch, daß ihrer Mutter, also unserer Urgroßmutter, auf ihrem Heimweg nachts von Gosseltingen das „Muotesheer“ begegnet sei und ihr Angst und Schrecken eingejagt habe. Was Wunder, wenn wir Kinder dabei das leise Gruseln bekamen.

Auch der Schwedenkrieg spukte noch in den Köpfen der Alten, denn das Kloster wurde in jenen Schreckenstagen böß heimgesucht und geplündert, Und da tauchte auch jener spöttische und unbeugsame Zollergraf, der Öttinger, auf, der viele Wochen und Monate seinen Belagerern auf der Burg die Stirn bot, wie eine Maid aus dem Steinlachthal die Burgbesatzung heimlich mit Nahrung versorgte, und wie dieser Öttinger zu guter Letzt, als die Besatzung nichts mehr zu nagen und zu beißen hatte, den Belagerern dann doch noch entkam. Auch ein Dörfeler gehörte zu der Burgbesatzung, Fuchs mit Namen.

Von manchem Streit zwischen Kloster und Gemeinde wurde erzählt, denn das Kloster hatte gewichtige uralte Rechte und Lehen, die zu einem beachtlichen Teil zu Lasten der Zivilgemeinde gingen. Auch der jahrhundertalte Streit um die freie Pirsch tauchte auf, der Wildschaden war oft unerträglich, denn die ganze Jagdhoheit gehörte dem Grafen. – Von Fronen und dem Zehnten wußten die Alten noch, alles Dinge, die hart auf der Bevölkerung lasteten. – Und dann kam auch die 48er Bewegung zur Sprache, wie die Bauern dem Fürsten in der Stadt vor's Schloß rückten und freiheitliche Rechte forderten, wie diese der Fürst dem Volk versprach und dann, als das Blatt sich wendete, doch nicht hielt. – Die mildtätige und sehr leutselige letzte Fürstin Eugenie wurde nicht vergessen, sie ging ein als große Wohltäterin des Volkes, dem sie einen großen Teil ihres Vermögens in Stiftungen für Arme und Kranke, Kinder und Schulen vermachte. Heute noch lebt sie im Gedächtnis des Volkes fort.

Feierabend auf dem Dorf! Heute gibt's ihn längst nicht mehr, Radio und Fernsehen haben ihn verdrängt, schade!

Dringender Wunsch der Hirsaufreunde

Anderung der Fehlrekonstruktion des Chors der Klosterkirche Hirsau

Wohl jeder von uns hegt persönliche Wünsche, deren Erfüllung er vom neuen Jahr erhofft. Stellen wir diese nun etwas zurück und lassen auch sachliche Wünsche zum Ausdruck kommen. Diese mögen wohl verschiedenartig lauten. Bei den wirklichen Hirsaufreunden besteht aber mindestens ein einheitlicher Wunsch: Pflege und Schutz der Hirsauer Ruinen und richtige Bewertung der Geschichte dieses einzigartigen Ortes.

Die bauliche Pflege der Klosterruinen obliegt dem Staatl. Hochbauamt Calw. Wir freuen uns, daß dessen Vorsitzender, Oberbaurat Roth, sich mit Liebe und Eifer dieser Aufgabe hingibt.

Gegenwärtig ist eine größere Aktion bezüglich Verschönerung des Ruinenbildes angelaufen, deren Ende und Resultate aber noch nicht völlig abzusehen sind. In diesen Plan sollte auch – und nicht an letzter Stelle – eine mindestens teilweise Korrektur der 1933–1936 durchgeführten Rekonstruktion des Chors der Kirche zu St. Peter und Paul mit aufgenommen werden.

Wertvoll ist uns die Instandsetzung des Gemäuers der dortigen Ruine. Solange aber nicht die am meisten ins Auge fallenden Fehler der seinerzeitigen Chormarkierung behoben sind, können uns Mauerverbesserungen allein nicht befriedigen.

Es ist gewiß nicht das erste – vielleicht aber das letzte Mal, daß ich an das erinnere, was mir seit Jahrzehnten am Herzen liegt. Auf Grund mehrjähriger archäologischer Grabungen in der Ruine der Peter-Pauls-Kirche hat sich der Grabungsleiter, Dr. Erich Schmidt – besonders auch durch Bodenveränderungen auf Grund vorausgegangener wilder Grabungen – zu Fehlrekonstruktionen bei der Markierung vom Grundriß des Chors der Kirche verleiten lassen. Dies war und ist aufs höchste bedauerlich. Wir machen hier auf zwei der bedeutendsten Fehler nochmals aufmerksam: Chorstufen und Standort des Hauptaltars.

Die Chorstufen sind markiert in der Mitte des Chorus minor, 14 m westlich vom Presbyterium entfernt – ein völlig unmöglicher Fall! Wir fragen daher: Wie kam der Grabungsleiter zu diesem Fehlschluß? Dort zieht in geringer Tiefe ein zweischichtiges Mauerlein, bestehend aus wenig bearbeiteten Steinresten, von Süd nach Nord hindurch. Es hat keinen Verband mit dem sonstigen Grundgemäuer und muß daher – wohl zur evangelischen Zeit – aus irgendeinem Grunde eingesetzt worden sein. Dieses Mauerlein sah E. Schmidt als Vorlage der Chorstufen an. In Wirklichkeit befanden sich diese aber (dreistufig) zwischen den östlichen Vierungspfeilern, als Aufgang zum Presbyterium, in dem sich der Hauptaltar befand. (Vgl. A. Mettler, „Kloster Hirsau“, Abb. IV, 1928, und zur ganzen Darstellung meine Abhandlung: „Geschichte der Hirsauer Klosterkirchenruine zu St. Peter und Paul, von

der Zerstörung dieser Kirche (1692) bis zur Gegenwart“, Zeitschr. f. Württ. Landesgeschichte XX. Jahrg. 1961, S. 343 ff.).

Was wäre nun zu erwarten?

1. Entfernung der unmöglichen Stufen in der Mitte des Chorus minor.
2. Niveauänderung im Chorus maior und minor.
3. Anbringung der Chorstufen zwischen Chorus maior und Presbyterium.
4. Deutliche Markierung des Hauptaltars im Presbyterium.

Sobald dies geplant und zur gegebenen Zeit durchgeführt werden sollte, würde die Kirchenruine – historisch gesehen – an Wert erheblich gewinnen und die Tausende und Abertausende, die alljährlich diesen Ort besuchen würden, ein zuverlässigeres Bild der weithin bekannt gewordenen Hirsauer Klosterkirche zu St. Peter und Paul erlangen.

Es bleibt zu hoffen, daß dieses kleine „Denkmodell“ Beachtung findet.

Karl Greiner

Berichtigung zu Heft 4/1969

In dem Beitrag über das bäuerliche Tagewerk in Württemberg von Max Lohß sind bei der Beschriftung der Abbildungen einige Unstimmigkeiten unterlaufen, die wir zu berichtigen bitten:

- S. 274; Abb. 1: nach Wilkinson, Manners and Customs, I, 87
S. 275; Abb. 4: Bauer aus dem Bauernkrieg (um 1525)
S. 277; Abb. 7, 9: Flintzähnen (statt Flieh-)
S. 279; Abb. 12: Roggenernte beim Föhrenbühl ob Schramberg (nicht Langenau)
S. 281; Abb. 15: Bauer mit „Bögle“ (statt Haberreden)
S. 282; 1. Sp., 1. Zeile oben: Abb. 13 (nicht 15).

Ferner holen wir die versehentlich weggebliebene Abbildung „Hudel, Schwenningen, Reiseskizze 1910“ nach (zu S. 282 rechte Spalte oben).



Ochsenhausen — „Erholungsort“!

Ochsenhausen – seit 1950 Stadt, jetzt mit über 4000 Einwohnern – wurde Ende Januar durch den Fremdenverkehrsverband Württemberg das Prädikat „Erholungsort“ zuerkannt. Die Verleihung dieses Titels ist die Frucht langjähriger Bemühungen des Bürgermeisteramtes, des Heimat- und Verkehrsvereins und der Bürgerschaft um die Förderung des Fremdenverkehrs. Die Stadt verfügt heute über mehrere gute Hotels, Gasthäuser und Fremdenheime, dazu eine große Zahl schöner ruhig gelegener Privatzimmer mit fließendem Wasser. Allerdings waren in Ochsenhausen alle Voraussetzungen für eine solche Entwicklung gegeben, sowohl nach der natürlich landschaftlichen und klimatischen als auch der geschichtlichen und künstlerisch kulturellen Seite hin. Die Stadt und ihre Umgebung bieten dem Erholungsuchenden in seltener Verbindung Erquickung an Leib, Seele und Geist.

Ochsenhausen liegt im östlichen Oberschwaben an der B 312, die Biberach mit Memmingen verbindet, somit an einer für den Kraftverkehr zwischen Baden-Württemberg und Bayern wichtigen, etwa in westöstlicher Richtung verlaufenden Verkehrsader; nach beiden Seiten bestehenden Postomnibuslinien, nach Biberach außerdem eine Bahnbuslinie. Hinzu kommen die guten Straßen nördlich nach Laupheim zur B 30 in Richtung Ulm und Autobahn, südlich nach Bad Wurzach und weiter ins Allgäu. Dabei wirkt es sich für den Fremdenverkehr vorteilhaft aus, daß der durchgehende Hauptverkehr auf der vielbefahrenen B 312 den Ort mehr tangiert als durchschneidet. Gute Parkmöglichkeiten sind in den geräumigen Straßen und auf dem Marktplatz vorhanden.

Der landschaftliche Reiz von Ochsenhausen beruht auf seiner Lage in einem der Täler, welche die aus eiszeitlichen Schuttmassen (Moränen) gebildete Hügellebene zwischen Riß und Iller durchfurchen und dieser, bei aller Großformigkeit und Weiträumigkeit, einen lebhaft bewegten Charakter verleihen. Die Untere Rottum gibt dem Stadtbild seinen zusammenhängenden Zug; doch entsteht durch die hier zufließende Obere Rottum eine leichte Ausweitung des Tales, die der Entwicklung des alten klösterlichen Marktfleckens auf der Talsohle günstig war. Heute zieht sich die lockere, aber wohlgeordnete Bebauung die westlichen und östlichen Hänge hinauf, so daß sich insbesondere von den höheren Lagen bezaubernde Blicke auf den Ort und das einstige Kloster ergeben, das diesen im Südwesten überragt. Die einzige bedeutendere industrielle Ansiedlung der Fa. Liebherr hält sich in guten Formen abseits. Im Talgrund aber entstand ein großes Schulzentrum, das zusammen mit dem im ehem. Kloster untergebrachten Aufbaugymnasium (mit Heim für Mädchen) Ochsenhausen das Ge-

präge einer Schulstadt gibt, das sich gut mit dem Charakter als Erholungsort verbindet.

Belebend auf das Ortsbild wirken sich die strömenden Wasser der Unteren Rottum aus. Kaum irgendwo anders wird man auch einen so erholsamen Spaziergang tun können wie den vom Kloster unter alten Bäumen entlang dem quellenreichen, von Forellen durchblitzten kristallklaren Krumbach. Man hat ihn „Brevierweg“ getauft und damit zum Ausdruck gebracht, daß sich die Vorstellung der hier lustwandelnd ihr Brevier lesenden Mönche gut mit ihm vereinen läßt. Markierte Wege führen von hier aus weiter in den Fürstenwald, der mit Ochsenhausen auch durch eine prächtige Allee verbunden ist, und rottumaufwärts. Am südlichen Waldrand liegt das gut eingerichtete Ziegelweiher-Freibad mit seinen moorigen Wassern. Auch ein Gang über die freien Höhen lohnt sich. Mit Tannenschöpfen oder Laubwaldgruppen bestandene Kuppen, Wiesen mit weidendem Vieh und großflächige Äcker wechseln miteinander ab. So bieten sich hier die Möglichkeiten sommerlicher Erholung ebenso wie die der herbstlichen oder frühjährlichen. Im Winter aber ist die Umgebung von Ochsenhausen ein ideales Gelände für Langstreckenlauf mit mäßigen Abfahrten.

Klimatisch liegt Ochsenhausen im Übergang zwischen einem ausgesprochenen Schonklima und einem leichten Reizklima, wobei sich die Höhenlage von rund 600 m günstig ausnimmt. Schonklimatische Faktoren sind der Schutz vor starken Westwinden durch den Westhang des Rottumtales und die für die Sonnenscheindauer vorteilhafte breite Tallage mit Ausweitung nach Süden. Reizfaktoren sind die nicht geringen Temperaturunterschiede zwischen Tag und Nacht bei Strahlungswetter und die durch die Täler beider Rottum strömende Luft, die einen hohen Grad von Reinheit hat. Infolge der Entfernung von den Alpen ist der Föhneinfluß gering.

Indessen: was wäre Ochsenhausen ohne seine reiche geschichtliche und künstlerische Vergangenheit, die etwa den Schwäbischen Heimatbund bestimmt, seit nun fast 20 Jahren seine Pfingsttagungen hier abzuhalten. 955 soll im Ungarneinfall auf der Anhöhe zwischen Oberer und Unterer Rottum ein Frauenkloster des Benediktinerordens zerstört worden sein. Die Sage weiß, es habe etwa 100 Jahre später ein Ochse beim Pflügen den von den Nonnen vergrabenen Kirchenschatz ausgescharrt und davon habe der Ort Namen und Wappen (einen aus einem Kirchentor zwischen zwei Türmen hervortretenden Ochsen) erhalten. Tatsache ist, daß Konrad, Hawin und Adelbert von Wolfertschwende, wohl unter Beteiligung ihres Vaters Hatto und vielleicht anstelle einer Burg, das Kloster um 1100 stifteten, das dem hl. Georg geweiht und Kloster St. Blasien als

Priorat unterstellt wurde. 1391 erfolgte die Lösung von St. Blasien, Ochsenhausen wurde unabhängige Benediktinerabtei, die ab 1397 reichsunmittelbar war; hinzu kamen viele Privilegierungen durch den Hl. Stuhl, so 1495, als dem Abt das Recht verliehen wurde, Mitra, Ring und Stab zu tragen (Erhebung zur infulierten Abtei). Dies alles setzte ein starkes geistliches Leben voraus, das sich übrigens auch in der Pastoration der inkorporierten Dorfkirchen und deren Bauwesen erwies. Dieses Leben strömte auch in nachreformatorischer Zeit ungebrochen fort. Die Säkularisation und der Übergang der Klosterherrschaft 1803 an Fürst Franz Georg Karl von Metternich bedeuteten das Ende eines blühenden mönchischen Gemeinwesens. 1825 verkaufte Fürst Clemens von Metternich das Kloster an den württembergischen Staat, dessen Hoheitsgebiet es schon seit 1806 angehörte, doch erinnern Namen wie „Fürstenbau“ für den Gastbau des Klosters oder „Fürstenwald“ für den großen Wald im Südwesten der Stadt heute noch an die Metternichsche Episode.

Ein Denkmal dieser Geschichte sind die Konventsgebäude und die Kirche. Der Barock bestimmte ihre Formen und gab ihnen seinen Geist, auch wenn Älteres übernommen wurde. Barock ist die Art, wie sich die Ostfassade der Konventsgebäude mit breiten Flächen dem Rottumtal zuwendet, zugleich aber diesem die zusammenfassenden und erhebenden Formen seiner Gliederung entgegensetzt. Hieran hat Johann Michael Fischer, der Baumeister von Zwiefalten und Ottobeuren, wesentlich teil. Wer von der gebotenen Möglichkeit der Besichtigung der Konventsgebäude Gebrauch macht, wird erkennen, wie sich die barocke Reichsgottesidee nicht nur außenbaulich, sondern auch innenräumlich vor allem in Stuck und Malerei, bezeugt. Barock ist ferner die ausgeschwungene und groß geformte, dabei sehr fein profilierte und im Relief zarte Westfassade der Kirche – sie ist in der Tat die feinste und zarteste Schöpfung unter Deutschlands mitunter etwas gewalttätig anmutenden barocken Kirchenfassaden. Christian Wiedenmann setzte sie 1725 einer spätgotischen Basilika vor, die damals räumlich ausgeweitet sowie von Gaspare Mola stuckiert und von Johann Georg Bergmüller ausgemalt wurde. Sie birgt außerdem Meisterwerke barocker Kirchengestaltung: eine Kanzel 1740/41

von Ägid Verhelst, den Benediktusaltar 1741–43 von D. H. Herberger, dem das Kloster viele Aufträge gab, und den Altar der Antoniuskapelle 1718/19 von Dominikus Zimmermann; auch die Seitenaltäre und der Hochaltaraufbau mit seiner Rückwand sind in diesem Zusammenhang hervorzuheben. 1725–30 kam die berühmte Orgel des aus Ochsenhausen gebürtigen Joseph Gabler herein, deren altes Werk in den letzten Jahren eine Verjüngung erfuhr. Zu den beliebten Scherzen des Barocks gehört es, daß auf einen tiefen brummen den Ton der Orgel das Ochsenhausener Ochse aus einer Öffnung des Rückpositivs kriecht. Der Kirchplatz ist die schönste Platzgestaltung des oberschwäbischen Barocks, vor allem in der Art, wie der Gastbau in großem Zug hingeleitet zur Kirche, auf die auch die Mariensäule von 1717 mit einer Maria Immaculata des Augsburger Bildhauers Ehrgott Bernhard Bendl ausgerichtet ist, die ihrerseits wieder in Korrespondenz steht zu dem barock erhöhten schlanken, kuppelig schließenden Kirchturm mit Weltkugel und Kreuz. Aber auch die Stadt selbst trägt heute noch großenteils den Charakter eines klösterlichen Marktfleckens der Barockzeit, wozu nicht nur etliche, an ihren Walmdächern kenntliche Bürgerhäuser, sondern etwa auch das Rathaus als ehem. Kornhaus des Klosters, das einstige Amtshaus (zur Hälfte Gasthaus zum Löwen), auch der jetzt stillgelegte Gasthof zur Post und das heutige Hotel Adler beitragen.

Die Umgebung von Ochsenhausen bietet gute Gelegenheit zu gehaltvollen Ausflügen: in die Reichsstadt Biberach, zu der von Dominikus Zimmermann umgebauten Kirche des Frauenklosters Gutenzell, nach dem kuppelreichen Prämonstratenser Kloster Rot a. d. Rot mit den herrlichen Deckenbildern von Januarius Zick; aber auch die früheren Filialkirchen des Klosters enthalten viel Schönes, an ihrer Spitze die kath. Pfarrkirche Reinstetten, dann die Wallfahrtskirche Steinhausen (nicht bei Schussenried!) oder eine solche kleine Kostbarkeit wie die Annakapelle am Weg von Ochsenhausen nach Steinhausen. Für den PKW-Fahrer aber eröffnen sich weithin die schönsten Möglichkeiten zu kunstgeschichtlichen Streifzügen bis hin ins schwäbische und bayrische Allgäu und an den Bodensee.

Adolf Schabl

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 30 27, Städt. Girokasse Stuttgart 2 164 308

Zu Heft 4/1969 der „Schwäbischen Heimat“

Heft 4 unserer Zeitschrift hat bei den Lesern lebhaften Widerhall gefunden. Heimatbund und Schriftleitung haben eine Reihe von Zuschriften erhalten, die sich zum Inhalt des Heftes teils zustimmend, teils kritisch ablehnend äußern. Aus diesen Leserstimmen haben wir zwei ausgewählt, die wir unseren Lesern nachstehend mitteilen.

Aus Reutlingen wird uns geschrieben:

„Dürfen wir als langjährige Bezieher der ‚Schwäbischen Heimat‘ Ihnen unser Kompliment für die Dezemberausgabe Heft Nr. 4 machen? Die Vielseitigkeit der Artikel sprengt fast den üblichen Rahmen und man ist froh, in den vielen freien Tagen zum Jahresende Zeit zu finden, den Inhalt zu studieren. Wir sind immer wieder froh, wenn jenseits jeglicher ‚Heimatsimpelei‘ in objektiven Artikeln die spezifischen Probleme und Eigenarten unserer engeren Heimat aufgezeigt werden. Wenn alle Hefte wie das genannte diese Aufgabe erfüllen, wird man bestimmt jedes Jahr mit steigender Freude seine Beitragsrechnung begleichen! Viel Erfolg für 1970!“

In einem Brief aus Leonberg heißt es:

„Wir sind seit Jahren Mitglieder Ihres Bundes und interessierte Leser Ihres Blattes mit dem Untertitel ‚Zeitschrift zur Pflege von Landschaft, Volkstum, Kultur‘. Von Politik ist dabei nicht die Rede. Die Aufsätze von Rolf Denker ‚Zur Dialektik der bürgerlichen Gesellschaft‘ und von Ernst Bloch ‚Wie Marxismus heute wieder interessant geworden‘ erscheinen mir in einer Heimatzeitschrift völlig unangebracht, wie überhaupt politische Abhandlungen, gleich welcher Richtung, nicht in eine ‚Zeitschrift zur Pflege von Landschaft, Kultur‘ gehören. Ich will nicht hoffen, daß der Heimatbund sich weiterhin politisch betätigen wird. Das kann niemals seine Aufgabe sein.“

Nun, wir können den Briefschreiber und die übrigen besorgten Leser beruhigen: Wir haben keineswegs die Absicht, den Heimatbund zu „politisieren“. Wenn scheinbar im Widerspruch zu dieser Versicherung die vor allem wegen ihrer Linksorientierung beanstandeten Beiträge von Ernst Bloch und Rolf Denker aufgenommen wurden, so liegt das in dem besonderen Zweck des Heftes begründet, das ja ein Festheft für den Mitbegründer und Herausgeber der „Schwäbischen Heimat“, Dr. Ernst Müller, darstellt und deshalb ganz auf seine Person ausgerichtet ist. Wie schon im Vorspruch des Heftes auf Seite 245 gesagt ist, haben sich zu den ständigen Mitarbeitern aus dem Kreis um die „Schwäbische Heimat“ Freunde des Jubilars aus seiner wissenschaftlichen und publizistischen Tätigkeit gesellt, um ihn zu seinem 70. Geburtstag zu ehren. Dabei war der Gedanke richtungweisend, in der Wahl der Verfasser die Spannweite der Wissensgebiete anklingen zu lassen, die der universale Geist des Jubilars umfaßt: Theologie (Diem), Philosophie (Bausinger), Literatur (Gaier), Geschichte (Specker), Kunst (Baumhauer), Musik (Weidhase, Siegele) – und eben auch Politik (Bloch, Denker). Hätte man diese letztgenannten Vertreter einer liberalpolitischen und einer sozialkritischen Einstellung nicht auch zu Wort kommen lassen, so würde ein wesentlicher Zug im Gesamtbild der Persönlichkeit Ernst Müllers fehlen. Im übrigen ist der Vorstand des Schwäb. Heimatbundes der Auffassung, daß es für eine Heimat-Zeitschrift, gerade weil sie das Wort „Kultur“ in ihrem Untertitel führt, des Nachdenkens darüber wert ist, auf welchem gesellschaftlichen Hintergrund sie ihr Hauptanliegen – nämlich Heimatpflege im weitesten Sinne – betreibt.

Das Europäische Naturschutzjahr 1970

Aus dem Aufruf zum Europäischen Naturschutzjahr 1970 bringen wir hiermit Auszüge. Wir begrüßen die Zielsetzung dieses Jahres und möchten dazu beitragen, daß in der Öffentlichkeit das Bewußtsein von der Lebensnotwendigkeit erhaltenden und gestaltenden Naturschutzes verbreitet und vertieft wird. Wir wollen Heft 3 der „Schwäbischen Heimat“ dem Europäischen Naturschutzjahr widmen und werden dessen Zwecke auch in unserem Veranstaltungsprogramm berücksichtigen, geplant sind dabei u. a. Studienfahrten, die auch Nichtmitgliedern bzw. Mitgliedern verwandter Vereinigungen offenstehen. Sie werden eigens angekündigt.

Schwäbischer Heimatbund e. V.
Vorsitzender
W. Birn
(Regierungspräsident)

Aufruf zum Europäischen Naturschutzjahr 1970

(Auszug)

Die 18 Mitgliedstaaten des Europarates und eine Reihe weiterer Länder haben sich für 1970 ein großes Ziel gesteckt: Erstmals in der Geschichte wird ein „Europäisches Naturschutzjahr“ (ENJ) abgehalten, um der gesamten Bevölkerung einmal die gefährliche Situation des Menschen in seiner Umwelt, sozusagen fünf Minuten vor zwölf, aufzuzeigen: Die Belastung des Wasserhaushaltes in Westdeutschland beispielsweise hat die tragbare Grenze längst überschritten, von den 14 Millionen Kubikmetern Abwasser bleiben heute nämlich noch immer 26 % ungereinigt, 40 % werden nicht ausreichend genug geklärt, so daß die Reinhaltung unserer Gewässer zu den Hauptanliegen einer gesunden Umwelt zählt. Nicht minder groß ist die Sorge um unsere Luft, die alljährlich mit zweieinhalb Millionen Tonnen Staub, fünf Millionen Tonnen Schwefeldioxyd und sechs Millionen Tonnen Kohlenmonoxyd verpestet wird. Die zunehmende Industrialisierung, die steigende Verwendung von Heizölen und der wachsende Verkehr bringen immer größere Gefahren der Luftverschmutzung mit sich, als deren Folge heute bereits Zehntausende von Hektar Wald absterben. Über 200 Millionen Kubikmeter Abfallstoffe, also Müll und Unrat, belasten unsere heimatliche Landschaft in jedem Jahr, eine Lawine achtlos weggeworfener Verpackungsmittel verschmutzt Wälder und Fluren. Stein- und Erdbaubetriebe folgen der expansiven Bauwirtschaft auf dem Fuß; Straßenbau, Energietrassen und Vertei-

gungsanlagen fordern ihren Tribut – etwa 100 Hektar „Natur“, die tagtäglich in Westdeutschland aufgebraucht, also irreparabel vernichtet werden!

Durch diese Einengung des Lebensraumes und die Verschlechterung der Umweltverhältnisse sind aber auch immer mehr Tier- und Pflanzenarten in ihrem Fortbestand bedroht; ehemals ausgeglichene Wälder und Fluren sind zu öden Monokulturen entartet, aus der bäuerlichen Kulturlandschaft wird die technisierte Zivilisationssteppe!

Mit dem Aufblähen der Verdichtungsräume greift ein beängstigender Landschwund in unserer Heimat Platz, nimmt die Belästigung und Gesundheitsschädigung durch Lärm laufend zu, droht unseren Landschaften die Gefahr der Überrollung durch industrielle Ballungen, Zersiedelung und Ausverkauf.

Die „Biosphäre“, also der Lebensraum des Menschen, ruft nach raschen, ausreichenden Schutzmaßnahmen! Raumordnung und Landespflege müssen die Agrarlandschaften, die Wohnbereiche, die Industriebereiche, den Wald, die wenigen verbliebenen naturnahen Räume und die Erholungslandschaften sinnvoll aufeinander abstimmen, um einen menschenwürdigen Lebensraum für die Zukunft zu bewahren.

„ENJ 1970“ soll diesen Gedanken allgemein bewußt werden lassen und dabei klarstellen, daß „Naturschutz“ längst weit mehr geworden ist als die überholten Vorstellungen vom Blumenschützen und der alten Naturschutz-Tante...

Freilich müssen auch wir schützen und bewahren, was noch zu retten ist, daneben greift heute aber vorrangig das gestaltende Prinzip des Naturschutzes, die Landschaftspflege, Platz. Diese Ordnung und Neugestaltung unserer Umwelt und unserer Landschaft fordern schon zwei völlig neue, bisher unbekannte Tatsachen in der Welt von morgen: Einmal die zunehmende Verstädterung unseres gesamten Volkes (es leben schon über 85 % der Bevölkerung in Städten) und zum anderen eine nie dagewesene Evolution an Freizeit, die aber andererseits Freiheit zu ihrer Entfaltung bedarf. Diese Freiheit sucht der Mensch in den stadtnahen Erholungsbereichen tagtäglich und am Wochenende, er sucht sie im stadtfernen Bereich in Ferien- und Urlaubstagen. Diese Erholungsbereiche zu erhalten und neu zu schaffen, sie aber auch vom egoistischen Zugriff einiger weniger Begüterter zu retten, die sich in Form unsozialer Wochenendhäuser Vorrechte an der Landschaft erkaufen wollen, ist das Hauptanliegen modernen Naturschutzes, einer Bewegung, die heute „Menschenschutz“ und Lebensschutz schlechthin geworden ist.

Studien- und Lehrfahrten 1970

Der Schwäbische Heimatbund wird auch im Jahre 1970 von Stuttgart aus eine Reihe von Studien- und Lehrfahrten unter wissenschaftlicher Führung veranstalten, deren Zweck die Erweiterung und Vertiefung des Heimatlebens und -bewußtseins ist. Diese Fahrten stehen grundsätzlich nur Mitgliedern des Heimatbundes im ganzen Lande offen.

Wir bitten um freundliches Verständnis für folgende Teilnahmebedingungen, die sich in Anbetracht der seit Jahren gemachten Erfahrungen als unumgänglich notwendig erweisen:

1. Es können nur schriftliche Anmeldungen angenommen werden. Über die Möglichkeit der Annahme entscheidet das Datum der Anmeldung (Poststempel); im weiteren Umkreis um Stuttgart wohnende Mitglieder erhalten dabei einen Tag gutgeschrieben.
2. Die Teilnahmegebühr kann erst nach Empfang einer von der Geschäftsstelle versandten Annahmestätigung überwiesen werden (Barzahlung ist nicht möglich). Nach dem Überweisungsdatum richtet sich die Sitzplatzordnung.
3. Vier Wochen vor Fahrtbeginn erhalten die Teilnehmer eine Vervielfältigung mit Angaben über Einzelheiten der Fahrt.
4. Bei Zurückziehung einer jeden von der Geschäftsstelle bestätigten Anmeldung (vgl. Ziff. 2) wird eine Behandlungsgebühr von 10 Prozent der Teilnahmegebühr erhoben, auch wenn diese bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht überwiesen wurde.
5. Abmeldungen werden, unter der angegebenen Bedingung (vgl. Ziff. 4) bis 14 Tage vor Fahrtbeginn angenommen. Die Weitergabe von Plätzen und die Stellung von Ersatz sind nur möglich, wenn bei der Geschäftsstelle keine überzähligen Anmeldungen vorliegen.
6. Bei Meldung von mehr als einer Person ist anzugeben, wer die weiteren Personen sind (Frau und Kinder genießen die Rechte des Mitglieds, nicht aber Geschwister, andere Verwandte und Bekannte).

Um Mißverständnissen vorzubeugen bemerken wir, daß die Teilnahmegebühr den Fahrpreis, die anfallenden Eintrittsgelder, den Honoraranteil für den Führenden und einen bescheidenen Beitrag zur Deckung der Geschäftskosten einschließt, nicht jedoch die Kosten für Unterbringung und Verpflegung. Übernachtung und Frühstück – bzw. Übernachtung, Frühstück und Abendessen (Halbpension) – werden von uns so preiswert als möglich vermittelt und im allgemeinen vom Teilnehmer an den Wirt selbst bezahlt. Selbständige Quartiersbeschaffung ist nicht möglich; wer ein Einzelzimmer zur Bedingung seiner Teilnahme macht, muß dies bei der Anmeldung bemerken.

Als Abfahrtszeit wurde durchweg 7.00 Uhr festgesetzt. Jugendliche Mitglieder bis zum Alter von 24 Jahren, die sich in Berufsausbildung befinden und keinen Verdienst haben, wird auf die Teilnahmegebühren ein Nachlaß von 25 Prozent gegeben.

Gundelsheim und Wimpfen

Sonntag, 19. April: Stuttgart – Autobahn – Heilbronn – Gundelsheim (Schloß Horneck mit städtischem Heimatmuseum, Museum der Siebenbürger Sachsen und Altenheim der Siebenbürger Sachsen) – Kirche auf dem Michelsberg bei Böttingen – Wimpfen (Stadtgang mit Besichtigung des ehemaligen Pfalzgeländes und der Stadtkirche, Stiftskirche St. Peter und Paul in Wimpfen im Tal) – Stuttgart. Teilnahmegebühr: DM 13.–.

Die Absicht dieser Fahrt ist vor allem, Schloß Horneck als neue Heimat der Siebenbürger Sachsen kennenzulernen, wobei Arthur Braedt, der Landesvorsitzende der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen, die Leitung hat. Bürgermeister Fischer wurde um einen Beitrag über die Entwicklung seiner Stadt in alter und neuer Zeit gebeten. Durch die Kirche auf dem Michelsberg bei Böttingen und in Wimpfen wird Dr. Schahl führen.

Protestantische Kirchengestaltungen im Bereich der mittleren und östlichen Alb Führung: Dr. Hans-Ulrich Roller

Samstag, 25. April: Stuttgart – Gussenstadt – Heuchlingen – Giengen a. d. Brenz – Sontheim a. d. Brenz – Ballendorf – Jungingen – Berghülen – Stuttgart. Teilnahmegebühr: DM 16.–.

Das Thema der Fahrt – schon im letzten Jahr Gegenstand einer ähnlichen Unternehmung – wurde bewußt noch einmal aufgegriffen. Die Zahl der evangelischen Kirchen in Württemberg mit nachreformatorischem Bildschmuck ist so groß und geographisch so weit gestreut, daß schon deshalb der Versuch geboten erscheint, einen gewissen Überblick zu geben. Sodann ist die angeschlagene Thematik für die Kirchengeschichte und die religiöse Volkskultur Württembergs aussagekräftig genug, um vom Schwäbischen Heimatbund behandelt zu werden, wobei sich auch neue ikonographische Aspekte ergeben werden.

Kirchen, Burgen und Fachwerkhäuser im Elsaß Führung: Dr. Adolf Schahl

Freitag, 1., bis Sonntag, 3. Mai: Stuttgart – Autobahn Karlsruhe – Weißenburg – Fleckenstein (Felsenburg romanischer und gotischer Zeit, Mundartengrenze usw.)

– Wasigenstein (2 Burgen des 13. Jahrhunderts auf Buntsandsteinriff, vermutlicher Schauplatz des Walthariliedes) – Neuweiler (ehemalige Klosterkirche mit Doppelkapelle der Zeit um 1050, darin prächtige Gobelins mit Darstellungen aus der Legende des hl. Adelphus, Adelphi-Stiftskirche der Zeit um 1200) – St. Johann bei Zabern (ehemalige Abteikirche der Mitte des 12. Jahrhunderts) – Maursmünster (Westbau der ehemaligen Abteikirche aus derselben Zeit) – Oberehnheim (Übernachtung und Besichtigung der schönen alten Reichstadt) – Odilienberg (Heiligtum der hl. Odilia, Heidenmauer) – Steintal (Besuch bei Oberlin) – Niederhaslach (ehemalige Stiftskirche der Zeit um 1300) – Rosheim (St. Peter und Paul aus dem mittleren 12. Jahrhundert) – Oberehnheim (Übernachtung) – Epfig (Margaretenkapelle, 11. Jahrhundert) – Dambach (Fachwerkhäuser) – Reichenweier (württ. Stadt, Geburtsort von Herzog Ulrich, bezaubernde Straßenbilder, geprägt von Weinbau und Fachwerk) – Straßburg (Gang durch die Altstadt, Münsterbesichtigung) – Autobahn – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 53.–.

Diese Studienfahrt hat sich zum Ziel gesetzt, in Form eines Streifzugs durch das Unterelsaß und den nördlichen Teil des Oberelsaß mit der Schönheit und dem Reichtum dieser Landschaft vertraut zu machen. Aus der Fülle herrlicher künstlerischer Erscheinungen werden die bedeutendsten herausgegriffen und nach den geistigen, geschichtlichen – auch kunstgeschichtlichen – Voraussetzungen ihres Entstehens befragt.

Geplante Landschaftsschutzgebiete des Jagst- und Kochertales

Führung: Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder und Architekt Dipl.-Ing. P. Haag

Himmelfahrt, 7. Mai: Stuttgart – Mainhardt – Schwäb. Hall – Braunsbach – Orlach – Dünsbach – Morstein (NSG „Reiherhalde“) – Forst – Liebelsdorf – Gerabronn – Beimbach – (1½stündige Wanderung Stausee, Brettachtal, Amlishagen) – Blaufelden – Langenburg (Schloß) – Buchenbach – Mulfingen (Rückhaltebecken) – Krautheim – Marlach – Crispenhofen – Criesbacher Sattel – Niedernhall – Forchtenberg – Öhringen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 19.–.

Diese Studienfahrt durchquert die Schichtstufenlandschaft der schwäbisch-fränkischen Keuperberge und hat als Ziel die noch naturnah verbliebenen Flußlandschaften der Hohenloher Muschelkalkebene. Einigen der schönsten und charakteristischsten Talräumen sind ein- bis zweistündige Wanderungen vorbehalten. Während der Fahrt und den Wanderungen werden die schwebenden Fragen des Naturschutzes und der Landschaftspflege im Mittelpunkt der Erläuterungen stehen. Architekt Dipl.-Ing. P. Haag übernahm die baugeschichtlichen und städtebaulichen Erklärungen und wird auch über das von ihm wiederhergestellte Schloß Langenburg sprechen (Führung durch den Kastellan).

Alte Städte und neue Siedlungen am unteren Neckar

Führung: Joachim Veil, Oberregierungsbaurat

Samstag, 9. Mai: Stuttgart – Ludwigsburg – Bietigheim (Buch) – Lauffen a. N. – Heilbronn (Auf der Schanz) – Mosbach (Waldstadt) – Heidelberg (Boxberg – Emmerstgrund) – Mannheim (Vogelstang) – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 19.–.

Stadt-sanierung – Stadterneuerung – Stadtentwicklung: Begriffe, die uns in Presse und Funk immer wieder vor Augen geführt werden. Die Fahrt soll Einblick in die Problematik der Erhaltung und Erneuerung unserer alten Städte und die Entstehung ihrer neuen Erweiterungen geben. Die Anforderungen einer modernen Wohnhygiene, die Bedürfnisse des Verkehrs und die Möglichkeiten der Bautechnik führen dabei zu neuen Formen und veränderten Maßstäben. Die Alternative liegt zwischen der „Erhaltung als Museum“ und der „Neugestaltung aus neuer Zweckbestimmung“. In kurzen Rundgängen sollen die Teilnehmer die alten Stadtbilder und die neuen Siedlungszusammenhänge erleben. Beachtenswerte Einzelgebäude werden dabei nur in ihrem städtebaulichen Zusammenhang gesehen, ihre Besichtigung ist nicht vorgesehen. Durch Planerläuterung und Modellvorführung finden die Rundgänge ihre Ergänzung.

Streifzüge durch Oberschwaben und die nördliche Schweiz (Thurgau)

Führung: Dr. Adolf Schahl

Pfingstsamstag, 16. (14.00), bis Pfingstmontag, 18. Mai: Stuttgart – Ochsenhausen (Abendvortrag und Übernachtung) – Oggelshausen (Besuch der großen Freiland-Schöpfung des Bildhauer Symposions) – Ochsenhausen – Illerbeuren (Bauernhausmuseum mit einzigartiger Sammlung bäuerlichen Hausrats sowie bäuerlicher und handwerklicher Geräte usw.) – Maria Steinbach (berühmte Wallfahrtskirche des 18. Jahrhunderts) – Ochsenhausen (Übernachtung) – Friedrichshafen – Bodensee-fähre quer über den See nach Romanshorn – Mammertshofen (Turmburg des 10. Jahrhunderts) – Eppishausen (Jos. v. Laßberg und sein Kreis, Annette von Droste-Hülshoff) – Hauptwil (Hölderlins Aufenthalt) – Fisingen (Benediktinerkloster mit Scagliolaarbeiten von Dominikus Zimmermann und schmiedeeisernen Gittern von J. J. Hoffner) – Ittingen (ehemaliges Kartäuserkloster, Erinnerungen an Ed. Mörike) – Buch (Sebastianskapelle mit Wandbildern der Zeit um 1300 und Rokokoaltar von M. Faller) – Oberstammheim (Galluskapelle mit Wandbildern der Zeit um 1300) – Stein a. Rh. – Stockach – Sigmaringen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 43.–.

Diese Fahrt wird in Verbindung mit den Pfingsttagen in Ochsenhausen durchgeführt. Sie will den Teilnehmern selten gesehene kultur- und kunstgeschichtliche Kostbarkeiten in Oberschwaben und der Schweiz vermitteln, wobei – im Hölderlinjahr – Hölderlins in Hauptwil gedacht wird und auch Erinnerungen an die Droste-

Hülshoff und Eduard Mörike geweckt werden. Zweck der Fahrt ist, über das Gesehene zu den darin geoffenbarten geistigen Werten vorzudringen und auf diese Weise einen unverlierbaren Besitz an innerlich Erschautem zu gewinnen.

Nebelhöhle und Lichtenstein

Führung: Hans Binder

Mittwoch, 27. Mai (14.00): Stuttgart – Reutlingen – Stuhlsteige – Nebelhöhle – Lichtenstein – Reutlingen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 8.50.

Mit dieser Mittwochnachmittagsfahrt erfüllen wir einen Wunsch älterer Mitglieder; möglicherweise ist sie die erste einer Reihe von „Altenfahrten“ des Schwäbischen Heimatbundes. Das auf Kurfürst Friedrich I. zurückgehende Nebelhöhlenfest und Wilhelm Hauffs Roman „Lichtenstein“ ließen die Nebelhöhle zu dem Ausflugsziel auf der Schwäbischen Alb werden. Die Entwicklung eines „Höhlenbewußtseins“ und damit das Interesse am Besuch von Höhlen – später auch durch D. Fr. Weinlands „Rulaman“ gesteigert – ging von der Nebelhöhle aus. Durch die Entdeckung einer Fortsetzung, der „Neuen Nebelhöhle“, im Jahre 1920 wurde das Interesse an dieser sehenswerten Höhle neu belebt. Auch das Schloß Lichtenstein verdankt seine heutige Gestalt dem durch Hauffs Roman geweckten Interesse an der Vergangenheit.

Odenwald und Spessart

Führung: Willy Baur

Fronleichnam, 28., bis Sonntag, 31. Mai: Stuttgart – Waldkatzenbach (kleine Wanderung auf den Katzenbuckel) – Beerfelden (Galgen) – Michelstadt (Rathaus) mit Steinbach (Einhartsbasilika) und Schloß Fürstenau – Lindenfels – Staatspark Fürstenlager – Felsberg mit Felsenmeer (kleine Wanderung) – Darmstadt (Übernachtung) – Höchst (karolingische Basilika und Besichtigung der Höchster Farbwerke) – Seligenstadt (karolingische Basilika und ehemaliges Kloster) – Aschaffenburg (Stadtbesichtigung, Übernachtung) – große Spessarttrundfahrt über Michelbach nach Gelnhausen (Kaiserpfalz, Kirche) – Bad Orb – Lohrtaal – Lohr – Maintal – Wertheim (Stadtbesichtigung) – Stadtprozelten – Mönchberg – Elsavatal – Schloß Mespelbrunn – Aschaffenburg (Übernachtung) – Burg Breuberg – Groß- und Kleinheubach (Schloß und Park) – Miltenberg (Stadtbesichtigung) – Amorbach (ehemalige Klosterkirche) – Wildenburg – Mosbach – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 62.–.

Die Fahrt soll einen zusammenfassenden Eindruck von dem geologischen, geographischen, geschichtlichen und kulturellen Gehalt der beiden Gebirge vermitteln, die Werkführung in den Höchster Farbwerken einen Begriff wecken von einem in diesem Raum maßgebenden, auf angewandter naturwissenschaftlicher Forschung begründeten Riesenunternehmen. Eingestreut sind neben Besichtigungen mehrere kleine Wanderungen (entsprechendes Schuhzeug erforderlich). Je nach Witterung werden kleine Verschiebungen eintreten.

Das Altmühltal von Treuchtlingen bis Kehlheim

Führung: Dr. Wolfgang Irtenkauf

Freitag, 5., 6.00, bis Sonntag, 7. Juni: Stuttgart – Ingolstadt (Quartiereinnahme) – Kinding (Wehrkirchenburg) – Kipfenberg – Pfünz – (Römerkastell) – Eichstätt – Ingolstadt – Feldkirchen (Hagens Wacht) – Vohburg (Burg mit Barbarossa- und Agnes-Bernauer-Gedächtnis) – Eibing (Römerkastell) – Weltenburg (Kloster) – Schulerloch (älteste Höhlenzeichnungen Deutschlands) – Schloß Prunn (Nibelungenlied) – Riedenburg – Dietfurt (Stadtrundgang) – Kottingwörth (frühgotische Veitskirche) – Beilngries (Schloß Hirschberg) – Ingolstadt – Willibaldsburg bei Eichstätt – Rebendorf (Augustinerkloster) – Dollnstein (Urdonau) – Solnhofen (Solarkirche, Geologisches Museum) – Pappenheim – Graben (Fossa Carolina) – Heidenheim am Hahnenkamm (Benediktinerkloster) – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 47.–.

Ziel dieser Studienfahrt, in der das Altmühltal in drei Tagesraten durchquert wird, ist nicht nur das landschaftliche Erlebnis dieses Ur-Donau-Laufes in der Fränkischen Alb, sondern vor allem die historische Spurensuche nach Altertum und Mittelalter (Römerkastelle, Nibelungenstraße, Karolingerzeit).

Federsee – Brunnenholzried

Führung: Hauptkonservator Dr. H. Schönnamsgruber

Sonntag, 14. Juni: Stuttgart – Tübingen – Riedlingen (über Gammertingen) – Uttenweiler – Bad Buchau – Schussenried – Bad Waldsee – Riedlingen – Tübingen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 19.–.

Nach dem Besuch des größten Naturschutzgebietes von Südwürttemberg-Hohenzollern mit seinen Banngebieten, den Streuwiesen und der offenen Wasserfläche, wobei wichtige Probleme des Naturschutzes und der Biotopgestaltung besprochen werden sollen, wird eines der interessantesten Moorwaldgebiete, das Brunnenholzried, begangen, das den Kampf zwischen aufkommenden Gehölzen und wachsendem Torfmoor deutlich erkennen läßt. Gutes Schuhwerk anziehen!

Die Schwäbische Alb – geologisch

Führung: Dipl.-Geologe Prof. Dr. Manfred P. Gwinner

Sonntag, 28. Juni: Stuttgart – Hochwanger Steige Profil durch Weißjura beta bis delta, Normal- und Schwamm-Algenriff-Fazies) – Steige Neuffen/Hülben (Weißer Jura delta, Morphologie, Vulkanschote) – Urach (Grenze Weißjura alpha/beta) – Hannersteige (Profil Weißer Jura epsilon/zeta 1, Morphologie am Albtrauf, Tektonik der Umgebung von Urach) – Urach – Bleichstetten (am Eppenzillfelsen Aussicht auf Uracher Wasserfall, Erklärung, Morphologie) – Gächingen (submarines Relief zur Jurazeit) – Marbach (am Dolderbrunnen submarine Gleitungen im Weißen Jura zeta)

– Münsingen – Seeburg (Münsinger Zementmergel- „Schüssel“) – Ermstal (holozäne Süßwasserkalke) – Wittlingen (Weißer Jura zeta 3, Vulkanschlot) – Hengen – Böhlingen – Grabenstetten – Schlattstall – Oberlenningen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 14.–.

Diese Studienfahrt soll die erste sein in einer Reihe geologischer Exkursionen, die der Schwäbischen Alb gelten. Sie gehen auf einen Wunsch aus Mitgliederkreisen zurück, den wir gerne erfüllen. Wir haben dafür Herrn Dipl.-Geol. Professor Dr. Manfred P. Gwinner als Führenden gewonnen.

Winnenden

Führung: Dr. Adolf Schahl

Mittwoch, 8. Juli (14.00): Stuttgart – Winnenden (Stadt, Schloß und Schloßkirche mit spätgotischem Schnitzaltar) mit Kaffeepause in Bürg und, bei gutem Wetter, einem Spaziergang von $\frac{3}{4}$ -Stunden um den Haselstein. Teilnehmergebühr: DM 4.50.

Mit dieser Fahrt soll ein weiterer Versuch in Richtung der mittwochnachmittäglichen „Alten-Fahrten“ gemacht werden.

Um die Obere Donau (karst- und höhlenkundliche Fahrt)

Führung: Hans Binder

Samstag und Sonntag, 11.–12. Juli: Stuttgart – Tübingen – Hechingen – Gammertingen – Veringenstadt (altsteinzeitlich besiedelte Höhlen) – Sigmaringen – Thiergarten – Hausen i. T. (Übernachtung) – Beuron – Knopfmacherfelsen – Fridingen – Bäratal – Kolbingen (Höhle) – Mühlheim – Bergsteig – Fridinger Donauversickerung – Tuttingen – Donauversickerung Immeningen – Geisingen – Engen – Aachtopf – Tübingen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 29.–.

Die Karsterscheinung im oberen Donautal ist die Donauversickerung. Sie wurde erst 1969 erneut durch eine internationale Hydrologengruppe gründlich untersucht. Eine Reihe von kleinen Höhlen, zum Teil nur Felsdächer im Lauchert- und im Donautal sind durch Ausgrabungen vorgeschichtlicher Kulturreste bekannt geworden. Außerdem wird die erst vor kurzem zugänglich gemachte Kolbinger Höhle besucht. Feste Schuhe sind erforderlich (abgesehen von kürzeren Wegen an steilen Hängen sind vorgesehen ein Gang auf die Höhe in Veringenstadt und zwei ein- bis anderthalbstündige Wanderungen entlang der Donau).

Nordpfalz

Führung: Willy Baur

Sonntag, 19. Juli: Stuttgart – Autobahn – Landstuhl (Besuch der Ruine Landstuhl, einer Sickingenburg) – St. Remigius-Kapelle – Kusel – Burg Lichtenberg (eine der größten deutschen Burganlagen, mit Burgstadt) –

Donnersberg – Kloster Enkenberg – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 37.–.

Diese Fahrt soll einen Eindruck von der nordpfälzischen Landschaft und der bedeutendsten Burgruinen, neben der romanischen Klosteranlage in Enkenberg, vermitteln.

Alte Glocken zwischen Härtsfeld und Virngrund

Führung: Pfarrer i. R. G. Gommel

Samstag, 5. September: Stuttgart – Unterkochen – Röttingen – Bopfingen – Trochtelfingen – Nördlingen – Kirchheim im Ries – Ellwangen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 23.–.

Diese glockenkundliche Fahrt ist gedacht als nachträgliche Ergänzung zu den Ostschwäbischen Tagen des Jahres 1969 in Ellwangen. Nach der Nördlinger Schlacht 1634 drangen die kaiserlichen Truppen in solcher Eile nach Westen vor, daß die Zerstörungen in der näheren Umgebung des Schlachtfeldes bei weitem nicht so furchtbar waren wie im Herzogtum Württemberg. Daraus erklärt sich der verhältnismäßig große Reichtum an interessanten Glocken Nürnberger, Augsburger und Nördlinger Ursprungs in der besuchten Gegend. Daß auch nach dem Dreißigjährigen Krieg die Verarmung hier nicht am schlimmsten gewesen sein kann, beweisen die zahlreichen Glocken des 17. und 18. Jahrhunderts, die vorwiegend aus der Hütte des lothringischen Gießergeschlechts der Arnoldt in Dinkelsbühl hervorgegangen sind. Die Fahrt führt dazuhin durch landschaftlich schöne und interessante Gebiete und bietet Gelegenheit zum kurzen Verweilen an reichsstädtischen, klösterlichen und ländlichen Kunststätten; Kirchheim i. Ries, St. Georg in Nördlingen und die Stiftskirche Ellwangen seien hervorgehoben.

Zwischen Rhein und Neckar

Führung: Dr. V. Himmelein

Sonntag, 13. September: Stuttgart – Obergrombach (Schloßkapelle mit Wandbildern des 15. Jahrhunderts) – Bruchsal (Schloß) – Kislau (zu Landsitz umgebaute Buranlage) – Wiesloch – Waghäusel (Eremitage) – Lobenfeld (Klosterkirche, um 1200, mit Wandmalereien) – Weidenstein (Burg, Grabmäler in der Kirche) – Neckarbischofsheim (Totenkirche, Stadtkirche, Schloß und Befestigung) – Sinsheim (ehemaliges Kloster St. Michael) – Ruine Steinsberg – Eppingen (Stadtkirche mit Wandmalereien um 1300, Fachwerkhäuser) – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 18.–.

Die Fahrt führt durch das landschaftlich ungemein reizvolle Gebiet zwischen Rhein und Neckar nördlich von Strom- und Heuchelberg. An der Westseite sind es die Residenzen und Landsitze der Speyrer Bischöfe, die das kulturelle Gesicht der Landschaft prägen, im Innern die vielen Adels Herrschaften mit ihren Burgen und Grabdenkmälern. Das bedeutendste Bauwerk ist der romanische Chor der ehemaligen Zisterzienserinnenklosterkirche Lobenfeld.

Heuchelberg – Kraichgau – Odenwald

Führung: Professor Dr. H. Dölker

Sonntag, 20. September: Stuttgart – Marbach a. N. – Schozach – Heilbronn – Klingenberg – Nordheim – Neipperg – Schwaigern – Kleingartach – Eppingen – Sinsheim – Neckargmünd – Eberbach – Besteigung des Katzenbuckels – Waldkatzenbach – Neckartal – Heilbronn – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 16.–.

Die Fahrt, reich an Einblicken in Geschichte und volkstümliches Leben, führt in die Grenzkreise zwischen Württemberg und Baden um das untere Neckartal. Wiederholt wechselt das Landschaftsbild vom Muschelkalkland über den Keuperrand des Heuchelbergs durch Teile des Kraichgaus bis zur Südflanke des Buntsandstein-Odenwalds. Die Besteigung des Katzenbuckels, seines Eckpfeilers, wird der landes- und volkskundlich ausgerichteten Fahrt einen besonders eindrucksvollen Schluß geben.

Oberfranken

Führung: Dr.-Ing. Wolfram Freiherr von Erffa

Freitag, 25., bis Sonntag, 27. September: Stuttgart – Forchheim (Stadtrundgang) – Pommersfelden (Schloß) – Stafelstein – Lichtenfels – Ahorn – Coburg (Übernachtung) – Veste Coburg und Stadtrundgang durch Coburg – Marktzeuln (Rathaus, Fachwerkhäuser) – Kulmbach (Stadt und Veste Plassenburg) – Coburg (Übernachtung) – Burgkunstadt (Rathaus, Marktplatz) – Weismain (Rathaus, Marktplatz) – Thurnau (Schloß) – Bayreuth (Residenz, Eremitage) – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 48.–.

Auf diesem Streifzug durch Oberfranken soll eine Anzahl von oberfränkischen Residenzen und Bürgerhäusern gezeigt werden, die einen auf der Höhe des verfeinerten Kunstschaffens des Barock und Rokoko mit dem überzeugenden Druck der politischen Macht ausgestattet, die ändern in der bürgerlichen Zurückhaltung, in der aber das gestaltete Material seine eigene Sprache spricht. Beide Typen sind vereinigt durch die gleiche künstlerische Kraft der fränkischen Baumeister.

Bühler- und mittleres Kochertal

Führung: Karl Schumm, Fürstl. hohenl. Archivrat

Sonntag, 11. Oktober: Stuttgart – Schwäb. Hall – Vellberg (fränkische und staufische Burganlage, ritterschaftliche Kleinstadt) – Unterschneifach (romanische Kapelle über mittelalterlicher Burganlage) – Untermünkheim (protestantischer Kirchenbau, Weinbrenner) – Geislingen (Ausbau einer gotischen Kirche zur protestantischen Kirche) – Braunsbach (fränkische Eigenkirchen-Anlage) – Döttingen (grundherrschaftliche Kirche des 18. Jahrhunderts) – Kupferzell (Marktdorf mit Schloß und zwei Vorstädten) – Waldenburg (geographischer Überblick über Hohenlohe) – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 14.–.

Die vorgeschichtliche Straße und spätere staufische Reichsstraße, die die Kulturräume des Westens mit dem Osten verband, wird durch die tiefeingeschnittenen Muschelkalktäler des Kochers und der Bühler in ihrer Verkehrs-lage gehemmt. Nur wenige Übergänge waren möglich. Über diesen erhoben sich Burgen als Sitze der die Reichspolitik unterstützenden Adelsfamilien. In den Talauen entstanden Pfarrkirchen, die vor allem durch die landesherrschaftliche Rechte beanspruchenden Adelsfamilien nach der Reformation umgebaut wurden. So häufen sich hier geschichtliche und kulturgeschichtliche Denkmale, die, obwohl vielfach zerstört, aber in einer besonders schönen Landschaft liegend, das Interesse der Geschichts- und Heimatfreunde beanspruchen dürfen.

Fahrten ins Blaue

Samstag und Sonntag, 17. und 18., sowie Samstag, 24. Oktober: Auch in diesem Jahr beschließen wir unsere Studien- und Lehrfahrten mit einer Fahrt ins Blaue, an der die Teilnehmer mindestens einer ganztägigen Fahrt umsonst teilnehmen können (die Beteiligung an einer halbtägigen Fahrt berechtigt hierzu nicht). Diese Fahrt ins Blaue endet mit einem geselligen Zusammensein, bei dem Aufnahmen vorgeführt werden, die bei den Fahrten gemacht wurden. Andere unterhaltende Beiträge sind vorgesehen.

Eine eigene Einladung ergeht hierzu nicht mehr. Anmeldeschluß ist der 1. Oktober.

Pfingsttage in Ochsenhausen

16.-18. Mai 1970

Die Pfingsttage dieses Jahres wollen die Teilnehmer in verschiedene Teile Oberschwabens und in die nördliche Schweiz, den Thurgau, führen, um sie mit besonderen, landeseigentümlichen Erscheinungen bekannt zu machen, darunter den gewaltigen Schöpfungen des Bildhauersymposions bei Oggelshausen, die einer ganzen Landschaft ein neues Gesicht gaben, dem Bauernhausmuseum in Illerbeuren mit seinen Schätzen an bäuerlichem Hausrat, bäuerlichen Arbeits- und ländlichen Handwerksgeräten, im Thurgau wird man sich auf den Spuren von

Hölderlin, der Droste-Hülshoff und Eduard Mörikes bewegen, kostbare Scagliolaarbeiten von Dominikus Zimmermann betrachten, Wandbilder der Zeit um 1300 anschauen und ein ehemaliges Kartäuserkloster kennenlernen, das unversehrt auf uns gekommen ist und einen tiefen Blick in das Gesetz des Ordens gestattet. Der einführende Vortrag gilt den geschichtlichen Beziehungen zwischen Oberschwaben und der Schweiz.

Für die Unterkunft im schönen Ochsenhausen, dem in diesem Jahr das Prädikat „Erholungsort“ zuerkannt

wurde, stehen wie immer preiswerte gute Zimmer in Hotels, Gasthäusern und Privatquartieren (größtenteils Neubauten in stillen Wohnlagen) zur Verfügung. Eine Übernachtung mit Frühstück im Hotel oder Gasthaus kostet etwa DM 12.– bis 18.–, in Privatquartier rund die Hälfte. Die Mahlzeiten am Abend des Pfingstsamstags und am Pfingstsonntag werden gemeinsam eingenommen. Die Teilnehmergebühr beläuft sich auf DM 5.– (mit freiem Eintritt zum Vortrag und Fahrpreismäßigung bei den Fahrten). Die Fahrt am Vormittag des Pfingstsonntags kostet für Inhaber von Teilnehmerkarten DM 3.– (sonst DM 4.–), am Nachmittag desselben Tages DM 5.– (sonst DM 6.–), am Pfingstmontag DM 17.– (sonst DM 19.–). Außerdem werden die Pfingsttage auch in Form einer Studienfahrt von Stuttgart aus besucht (Gesamtpreis einschließlich aller Ausgaben, nur ohne Unterkunft und Verpflegung, DM 41.–).

Programm

Pfingstsamstag, 16. Mai:

Anreise

- 20.15 Eröffnung mit Vortrag über die geschichtlichen Beziehungen zwischen Oberschwaben und der Schweiz.

Pfingstsonntag, 17. Mai:

Gelegenheit zum Besuch der Gottesdienste: kath. Frühmesse 7.00, ev. Morgenandacht 8.30.

- 9.15 Studienfahrt zu den bildhauerisch bearbeiteten Steinmalen auf dem Freigelände des Bildhauer-Symposiums Oggelshausen unter Führung von Dr. Ad. Schahl.

- 15.00 Studienfahrt in das Bauernhausmuseum Illerbeuren (museale Sammlung von bäuerlichem Hausrat und bäuerlichen sowie ländlich handwerklichen Arbeitsgeräten, auch anderen Zeugnissen bäuerlicher Kultur) und zur Wallfahrtskirche Maria Steinbach.

Pfingstmontag, 18. Mai:

- 8.00 Studienfahrt unter Führung von Dr. Ad. Schahl: Ochsenhausen – Friedrichshafen (Bodenseefähre nach Romanshorn) – Mammertshofen (Turmburg des 10. Jahrhunderts) – Eppishausen (Joseph von Laßberg und sein Kreis, Annette von Droste-Hülshoff) – Hauptwil (Hölderlin bei den Gonzenbach) – Fischingen (Benediktinerkloster mit Scagliolaarbeiten von Dominikus Zimmermann und schmiedeeisernen Gittern von J. J. Hoffner) – Ittingen (ehem. Kartäuserkloster, Erinnerungen an Eduard Mörike) – Buch und Oberstammheim (Wandbilder der Zeit um 1300) – Stein a. Rh. – Stockach – Pfullendorf – Saulgau – Biberach – Ochsenhausen.
Abreise (unterwegs ab Stockach, Pfullendorf, Saulgau oder Biberach).

Jahreshauptversammlung 1970

20.–21. Juni, Göppingen

Auch im Jahre 1970 wird die Jahreshauptversammlung des Schwäbischen Heimatbundes mit der des Verbandes der württ. Geschichts- und Altertumsvereine und der der Gesellschaft für Naturkunde verbunden sein. Dies bestimmt das Programm mit seinen sehr verschieden gearteten, im Sinne einer umfassenden Heimatkunde aber verwandten, vielseitig interessierenden Beiträgen; auch die gestaltende Heimatpflege kommt dabei nicht zu kurz, wobei im Europäischen Naturschutzjahr die Bedeutung des Naturschutzes für den Menschen der Gegenwart hervorgehoben wird.

Übernachtung und Frühstück in Hotels und Gasthäusern (DM 15.– bis 20.–) werden durch die Geschäftsstelle vermittelt, doch besteht auch Gelegenheit, am Samstag nach Schluß der Veranstaltungen nach Stuttgart zurückzufahren und am andern Vormittag wiederzukehren (Sonder-Omnibusverbindung).

Programm

Samstag, 20. Juni:

- 13.15 Abfahrt im Omnibus ab Karlsplatz Stuttgart nach Göppingen (DM 2.50)

- 15.15 im Oetinger-Saal des Ev. Gemeindehauses, Kellereistraße 16, „Göppingen – Stadt am Fuße des Hohenstaufen“, Vortrag mit Lichtbildern von Manfred Akermann, Stadtarchivar
16.00 am gleichen Ort „Altes und Neues vom Göppinger Sauerwasser“, Vortrag mit Lichtbildern von Dr. P. Groschopf, Oberlandesgeologe
17.30 am gleichen Ort Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes
20.15 am gleichen Ort „Alte Kirchen heute: Denkmalwert – Gegenwartswert“, Vortrag von Architekt Dipl.-Ing. P. Haag
21.45 Abfahrt im Omnibus ab Ev. Gemeindehaus nach Stuttgart (DM 2.50)

Sonntag, 21. Juni:

- 9.00 Abfahrt im Omnibus ab Karlsplatz Stuttgart nach Göppingen (DM 2.50)
10.45 im Kleinen Saal der Stadthalle Begrüßungen und Festvortrag von Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder „Naturschutz und Mensch der Gegenwart“

14.15 Führungen:

1. Stadt mit Museum und Hohenstaufen, von Stadtarchivar M. Akermann (DM 1.50)
2. Studienfahrt in das geplante Landschaftsschutzgebiet „Kaiserberge – Asrücken – Rehgebirge“ mit Aussprache in der Burggaststätte Staufenneck, von Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder (DM 4.–)
3. Geologische Studienfahrt mit Oberlandesgeologe Dr. P. Groschopf und Dr. Klaus Bleich:

Göppingen – Göppingen/Jebenhausen (Führung durch das neu eingerichtete geologische Museum mit der Sammlung Dr. Engel) – Faurndau, Sauerbrunnen – Bad Boll, Schwefelbrunnen – Göppingen (DM 4.–)

4. „EVS und Heimatbund“, Besichtigung des Umspannwerkes der EVS bei Wernau mit Erörterung wichtiger Fragen, von Willy Baur (DM 2.–)

19.00 Abfahrt im Omnibus ab Göppingen nach Stuttgart (DM 2.50)

Ferienwoche 1970

25. Juli–1. August, Calw

Die Ferienwoche 1970 gilt dem nordöstlichen Schwarzwald, seinen natürlich landschaftlichen, geschichtlichen, wirtschaftlichen, kulturellen und künstlerischen Erscheinungen. Wir wollen das Gesetz des Raumes erkennen und anschauen, wobei uns, wie die unten genannten Themen anzeigen, Fragen gestaltender Heimatpflege besonders wichtig sind. Vorträge und Studienfahrten werden miteinander abwechseln, auch ein literarischer Abend ist vorgesehen.

Besonders günstig für die gemeinsame Betrachtung wird es sich auswirken, daß wir größtenteils auch zusammen leben können: für die Abhaltung der Woche, Unterkunft und Verpflegung konnte uns die Staatl. Akademie Calw durch deren Leiter, Herrn Dr. Bran, zur Verfügung gestellt werden. Der Pensionspreis beträgt DM 10.–. Wer Unterbringung und Verpflegung in einem Hotel oder Gasthaus den Vorzug gibt, muß mit DM 18.– bis 23.– Vollpensionspreis rechnen. Die Zulassung und gegebenenfalls auch Zimmervermittlung außerhalb der Akademie geschieht ausschließlich über die Geschäftsstelle. Die Teilnehmergebühr wurde mit DM 15.– angesetzt. Die Preise der Studienfahrten werden sich zwischen DM 4.– und 7.– bewegen. Von Stuttgart aus wird eine Gesellschaftsfahrt im Omnibus unternommen (am 25. Juli, 14.30, nach Calw und am 1. August, 10.30, nach Stuttgart). Im folgenden geben wir eine vorläufige Programmübersicht (genaues Programm in Heft 2/1970 der „Schwäbischen Heimat“).

Programm

Samstag, 25. Juli:

- 20.15 Eröffnung und Vortrag des Leiters der Staatl. Akademie Calw Dr. Bran „Europäische Zusammenhänge und Begegnungen im nordöstlichen Schwarzwald“

Sonntag, 26. Juli:

- 14.00 Führungen durch Stadt und Museum
20.15 „Der nördliche Schwarzwald im Spiegel der Dich-

tung“, literarischer Abend mit Lesungen und verbindenden Worten, Leitung Dr. Ad. Schahl.

Montag, 27. Juli:

- 9.00 „Der Nordschwarzwald als Naturraum und Erholungsgebiet“, Vortrag (mit Lichtbildern) von Dr. H. Schönnamsgruber
14.00 Studienfahrt nach Bad Liebenzell und Wildbad unter Führung von Dr. H. Schönnamsgruber

Dienstag, 28. Juli:

- 9.00 „Der Nordschwarzwald als Aufgabe der Raumordnung“, Vortrag (mit Lichtbildern) von Dr. Werner Nährlich
14.00 Studienfahrt nach Neuenbürg und Herrenalb unter der Führung von Dr. Ad. Schahl

Mittwoch, 29. Juli:

- 8.00 Siedlungsgeschichtliche Studienfahrt mit Prof. Dr. H. Dölker

Donnerstag, 30. Juli:

- 9.00 „Die Einflüsse des Pietismus auf die Wirtschaftsgeschichte des nordöstlichen Schwarzwalds“, Vortrag von Prof. Dr. H. Lehmann
14.00 Studienfahrt nach Bad Teinach (Bad, Mineralbrunnen-AG, ev. Kirche mit Gemälde der turris Antonia)

Freitag, 31. Juli:

- 9.00 „Hirsau – seine Kunst- und Kulturgeschichte“, Vortrag von Dr. W. Irtenkauf (mit Lichtbildern)
14.00 Besuch von Hirsau unter Führung von Dr. W. Irtenkauf
20.15 Geselliges Zusammensein

Samstag, 1. August:

- 9.00 Rückblick und Aussprache
Abreise

Wo ist Dein neues Mitglied?

Die Zahl der Mitglieder unseres Vereins ist seit 1967 im Sinken begriffen (vgl. die Berichte über die jährlichen Mitgliederversammlungen); die Abnahme betrug vom 1. I. 1967 bis 31. XII. 1969 rund 500, d. h. die Todesfälle und Austritte überwiegen die Beitritte um diese Zahl. Hieran sind vor allem die Todesfälle beteiligt, eine verständliche Erscheinung, wenn man bedenkt, daß der Schwäbische Heimatbund seine Arbeit 1949 mit einem Stamm von 4500 Altmitgliedern wiederaufnahm. Dieser Mitgliederbestand ist nun nach rund 20 Jahren im Schwinden begriffen. Es handelt sich dabei um einen Schrumpfungs-, insofern aber auch um einen Verjüngungsprozeß als der Zugang neuer Mitglieder stetig anhält. Diesen Zugang gilt es zu mehren, und wir bitten unsere Mitglieder, dazu beizutragen. Ein treuer Mitarbeiter schlug vor, das Jahr 1970 zu einem Jahr der Mitgliederwerbung zu machen, in dem jedes Mitglied aufgerufen wird, ein neues Mitglied beizubringen. Wir wenden uns damit vor allem an unsere persönlichen Einzelmitglieder, da Gemeinden und Firmen eine solche Werbung ferner liegen mag, obwohl sie uns von dieser Seite aus sehr freuen würde.

Gerade im Europäischen Naturschutzjahr 1970 wird man mit dem Hinweis auf die schlichte Lebensnotwendigkeit unserer Arbeit auf dem Gebiet von Natur- und Landschaftsschutz (wir besitzen 120 ha vereinseigene Naturschutzgebiete), dazu einer weiter greifenden, planenden Landschaftspflege Menschen für unsere Sache gewinnen können. Aber auch in kultureller Hinsicht soll unsere Tätigkeit über die reine Denkmalpflege, die uns am Herzen liegt, hinausgehen und sich auf die künftige Raumordnung und Landesentwicklung erstrecken, wobei wir Architektur und Städtebau besonders aufmerksam zugewandt sind. Wir wollen mitwirken an allen Fragen künftiger, materieller und ideeller Umweltgestaltung und zur Stelle sein, wo es um Gewinn von neuer Heimat geht.

Über dieses allgemeine Engagement hinaus aber bieten sich demwerbenden Mitglied noch besondere Möglichkeiten durch den Hinweis auf das Angebot, das die Mitgliedschaft bedeutet. Dazu gehört vor allem der unentgeltliche Bezug der „Schwäbischen Heimat“, deren Gesteungskosten je Mitglied allein DM 9.50 (!) betragen, sodann die Teilnahme an den Studien- und Lehrfahrten, die nur Mitgliedern offenstehen, und die ermäßigte Teilnahme an den Pfingsttagen und der Ferienwoche.

Auch die Bemerkung, daß der Jahresbeitrag von DM 12.– auf die einzelnen Monate umgelegt nur einen Betrag von DM 1.– ergibt, somit eine Summe, die man ununterbrochen für kleine und kleinste Zwecke des täglichen Lebens ausgibt, wird am Platze sein.

Wer die Mitgliedschaft als solche scheut, kann sich mit uns durch ein bei der Geschäftsstelle, 7 Stuttgart 1, Charlottenpl. 17, aufzugebendes Abonnement zu DM 14.– verbinden, wobei ihm freilich die Vorteile der Mitgliedschaft entgehen.

Auch die bloße Mitteilung von Anschriften zum Zwecke der Werbung hat sich, vor allem bei Nennung des Namens deswerbenden Mitglieds, wirksam erwiesen.

Mitglieder, die uns ab 1. Januar 1970 2 neue Mitglieder im Jahr zuführen, werden wir als Zeichen unseres Dankes für dieses oder das nächste Jahr beitragsfrei schreiben.

Wiederum können wir im Rückblick auf 1969 einer Reihe von Mitgliedern, die unseren Verein und seiner Sache in der angedeuteten Weise förderten, danken. Wir führen ihre Namen im folgenden an (bei fehlender Ortsbezeichnung ist Stuttgart der Wohnsitz) und bemerken, daß Beitritte ab 1. I. 1970 in dieser Aufstellung noch nicht berücksichtigt sind.

7 Mitglieder verdanken wir Herrn Helmut Billig in Kirchheim, Konrektor Max Philippin in Leonberg und Baudirektor i. R. Ludwig Zimmermann in Ulm. 4 Mitglieder warb Dr. Oskar Rühle. 2 Mitglieder führten uns zu Architekt Helmut Erkert, Backnang, Amtsgerichtsrat Kurt Flogaus, Biberach/Riß, Apothekerin Lisbeth Keil, Spaichingen, Herr Alfred Mönch, Herr Friedrich Neubert, Pleidelsheim, Bezirksnotar i. R. Otto Rathgeber, Calw-Alzenberg, und Mittelschuloberlehrerin Hedwig Schauwecker, Kirchheim. 1 Mitglied meldeten uns Frau Maria Amelung, Gewerbeschulrätin Johanna Asmuß in Heilbronn, Herr Georg Bader in Isny, Direktor i. R. Willy Baur in Hechingen, Regierungsamtmann Eberhard Benz in Nürtingen, Frau Elisabeth Boger, Frau Luise Braumiller, Frau Martha Breitmeyer, Regierungsrat Alfred Conzelmann in Tübingen, Frau E. Findkh, Dipl.-Ing. Karl Ernst Frank, Frau Else Glass in Backnang, Herr Roland Gürtler in Bietigheim, Architekt Dipl.-Ing. Peter Haag in Schorndorf, Dipl.-Ing. Fritz Haase, Herr Hansjörg Hahn, Oberforstrat Dr. Hans Halla in Bietigheim, Fräulein Else Hainlen, Frau Gerdi Hausser, Frau Elisabeth Hermann, Frau Dr. R. Hirschburger-Thriemer, Baudirektor a. D. Walter Kittel, Rektor Joachim Klar in Winterbach, Frau Elisabeth Krinn in Denkendorf, Frau Martha Küstner, Oberforstrat Dietrich Leube in Geislingen/Steige, Pfarrer Otto Majer in Beihingen/N., Frau Maria Mezger in Nellingen, Frau Emmy Nagel, Fräulein Johanna Nissler in Winnenden, Dr. Margarete Oberreuter, Frau Ilse Oschatz, Apotheker Hans Palm in Owen/Teck, Frau Marta Gesine Perlen, Dr. Rahn in Nürtingen, Fräulein Elisabeth Remppis in Weilheim/Teck, Herr Adolf Saile, Zahnarzt Max Sauer, Regierungsbaumeister Emil Schelle, Ob.-Reg.-Vermessungsrat Hans Schlipf in Tübingen, Fräulein Ilse Schröder, Archivrat Karl Schumm in Neuenstein, Rektor i. R. Friedrich Seiffer in Göppingen, Herr Michael Strohn in Tübingen, Frau Tilly Strumpf in Leonberg, Frau Gertrud Stumpff, Fräulein Irmgard Wagner in Fellbach, Frau Pauline Weber, Frau Hilde Weizsäcker in Esslingen, Frau Charlottte Zacharias in Gerlingen, Herr Stadtamtmann Hermann Ziegler und Herr Heinz Wilhelm Zürn in Eschenau.

Einbanddecken

Einbanddecken für die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ sind bis einschließlich 1969 vorrätig und können zum Preis von DM 2.20, pro Stück, zusätzlich Porto und Verpackung, bezogen werden.

Lebensbilder aus Schwaben und Franken

Im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg herausgegeben von Max Miller und Robert Uhland.

VIII und 418 Seiten. 20 Tafeln. Band XI. Leinen. DM 28,-

Mit seinem vielseitigen Inhalt ist auch der elfte Band der „Lebensbilder“ ein bunter Spiegel unserer Heimat und ihrer Menschen. Er enthält die Biographie von Bürgern, die sich durch Fleiß und Begabung, unter Mühsalen und Opfern emporgearbeitet haben. Die es zu ausgezeichneten Leistungen gebracht haben, durch die sie verdienen, der Nachwelt bekanntgemacht zu werden.

Die „Lebensbilder“ erfüllen so die wichtige Aufgabe, das Verständnis für die Heimat und ihre Geschichte zu fördern.



Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart

**Manche
sagen:**

**Sparkassen haben
besonders viele
Kontensparer.**

**Stimmt. Aber woran mag es
liegen, daß immer mehr
anspruchsvolle Anleger auch ihre
Wertpapiergeschäfte über die
Sparkasse
abwickeln?**

Objektive Beratung und niedrige Spesen bei der Sparkasse überzeugen auch jene, die hohe Ansprüche stellen. Unsere Anlageberater können außer Aktien und Pfandbriefen auch sparkasseneigene Wertpapiere anbieten. Zum Beispiel den Sparkassenbrief oder die erfolgreichen Investment- und Immobilienfonds der Deutschen Kapitalanlagegesellschaft.



**wenn's um
Geld geht-
SPARKASSE**

Sinnvolles schenken

DURCH EINE ERLESENE AUSWAHL SCHÖNER DINGE IM

Kunsthhaus Schaller

STUTTGART MARIENSTRASSE 1 C

Ihre
Anzeigenaufträge
nimmt
entgegen

Verlag

W. Kohlhammer GmbH

7 Stuttgart 1

Urbanstr. 12-16 · Postfach 747

**...alles mit Wüstenrot,
Deutschlands
größter Bausparkasse:**

Hausbau, Hauskauf,
Wohnungserwerb
und Althausmodernisierung

Informations-Broschüre kostenlos durch unsere
örtliche Beratungsstelle
oder beim Wüstenrot-
Haus, 714 Ludwigsburg.

Wüstenrot



Friedrich-Hölderlin-Gedenkjahr 1970

Am 20. März jährt sich Hölderlins Geburtstag zum 200. Mal. Als Grundlage zur Beschäftigung mit Hölderlins Werk sei die auf der historisch-kritischen Ausgabe („Große Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe“) basierende „Kleine Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe“ empfohlen.

HÖLDERLIN

Sämtliche Werke

Im Auftrag des Kultusministeriums
Baden-Württemberg
herausgegeben von Friedrich Beißner

Kleine Stuttgarter Ausgabe. 6 Bände.
Bei geschlossenem Bezug aller sechs
Bände: Leinen DM 158.-

Band 1 *Gedichte bis 1800*

386 Seiten. 5 Faksimile-Beilagen.
Einzelpreis: Leinen DM 22.-

Band 2 *Gedichte nach 1800*

537 Seiten. 5 Faksimile-Beilagen.
Einzelpreis: Leinen DM 28.-

Band 3 *Hyperion*

450 Seiten. 4 Faksimile-Beilagen.
Einzelpreis: Leinen DM 28.-

Band 4 *Empedokles*

412 Seiten. 6 Faksimile-Beilagen.
Einzelpreis: Leinen DM 32.-

Band 5 *Übersetzungen*

537 Seiten. 4 Faksimile-Beilagen.
Einzelpreis: Leinen DM 26.-

Band 6 *Briefe Hölderlins*

646 Seiten. 4 Faksimile-Beilagen.
Einzelpreis: Leinen DM 36.-

Bitte fordern Sie unseren ausführlichen Hölderlin-Prospekt an, der neben den beiden Werk-Ausgaben auch die Sekundär-Literatur aufführt.



Verlag W. Kohlhammer Stuttgart

16. MRZ. 1970

Schwäbische Heimat 1/1970